Verloren und gefunden.

Erster Band.

Verloren und gefunden.

Roman in zwei Bänden

von

Theodor Mügge.

Erster Band.

Frankfurt ᵃ/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.

152

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erster Band.

Verloren und gefunden

von

Theodor Mügge.

Erstes Kapitel.

In der Mitte eines ziemlich großen Zimmers stand ein Zahltisch mit einer Marmorplatte, der nach beiden Seiten hin durch zwei Gitter von polirten Holzstäben mit den Wänden verbunden war. Das Zimmer wurde dadurch getheilt. Hinter dem Gitter am Pfeiler zwischen den Fenstern stand ein Doppelpult, an beiden Seiten ein großer eiserner Geldschrank und ein hohes Spind voller Fächer; vor dem Gitter stand an der Wand ein Sopha, mit braunen amerikanischem Leder überzogen und mit gelben glänzenden Nägelreihen eingefaßt, sammt einigen Stühlen. Eine Seitenthür führte in Nebengemächer, eine andere im Hintergrunde bildete den Eingang in dies Geschäftszimmer eines Mannes, der ohne Zweifel zum Handelsstande gehörte.

So war es auch, denn es wohnte hier der Börsen-Agent Jakob Wolf, eine an der Actien-Börse wohlbekannte Persönlichkeit von begründetem Ruf. An ihn wandten sich viele, die das verlockende Spiel mitspielten, ihr blankes

Geld in den großen Papierberg schleudern, kaufen und verkaufen wollten, und Herr Jakob Wolf war der vertraute Rathgeber und Diener mancher reichen und angesehenen Männer, die sich seiner zu ihren Geldgeschäften bedienten.

Die Fenster waren mit Jalousieen versehen und diese zugezogen, um die Nachmittagssonne abzuhalten, welche heiß darauf brannte, obwohl der September schon begonnen hatte. Das Halbdunkel im Zimmel schien fast zu tief, um darin mit Feder und Tinte zu arbeiten; dennoch stand Herr Jakob Wolf an dem Doppelpult emsig schreibend, indem er aus einem Haufen Zettel und Papieren allerlei Notizen zusammen suchte. Er war klein von Gestalt, breitschultrig, robust, und sein Gesicht mit starken vollen Zügen hatte den unverkennbaren Ausdruck jener speculativen Entschlossenheit, wie ihn Geld- und Börsenmänner nicht selten besitzen. Seine Augen waren lebhaft und scharf, dick aus den Höhlen vortretend, die ansehnliche Nase streckte sich gerade aus ins Weite, und auf seiner hohen Stirn stand ein schwarzer Haarbusch zwischen tiefen Einschnitten.

Seine Feder flog rasch über das Papier. Börse flau, murmelte er, Mangel an Kaufordres, um so mehr Lust zum Fortgeben. Stückzahl übermäßig groß, Geld knapp, Aussicht auf erhöhten Disconto.

Hier wurde an der Eingangsthür geklopft, und der Agent zog eine Falte über der Nase zusammen, ohne sich jedoch stören zu lassen. Er schrieb weiter und murmelte

weiter, bis sich das Klopfen wiederholte. Mit einem grimmigen Blicke wandte er den Kopf der Thür zu und blieb in dieser Stellung, während er so viel Luft in seiner Brust zusammenpumpte, um beim nächsten Male mit einem fürchterlichen Herein! zu antworten. Wer ein solches Attentat an einem Geschäftszimmer begeht, kann kein Besuch sein, der daselbst gern gesehen wird. Es war ein Bettler oder ein ähnliches unnützes Wesen der menschlichen Gesellschaft zu erwarten; als daher die Thür knarrte, begann Herr Jakob Wolf energisch aufzuschreien: Es wird — hier nicht gegeben! wollte er hinzufügen, allein mitten darin brach er ab, denn statt des Bettlers sah er eine Dame eintreten, die im Dämmerlichte so elegant und respectabel schien, daß der Agent seine Feder sogleich fortlegte und mit einer Verbeugung an den Zahltisch trat. Die Dame blieb jedoch einige Augenblicke stehen, ehe sie sich näherte; es war, als überlege sie etwas; plötzlich aber drückte sie die Thür kräftig ins Schloß und schob den Riegel vor, der sich darunter befand.

Herr Jakob Wolf sah erstaunt diesem seltsamlichen Verfahren zu. Einige unangenehme Gedanken überkamen ihn. Er war allein und besaß nicht eben Ueberfluß von angeborner Herzhaftigkeit. Es war die Zeit kühner Griffe, sollte hier etwa ein solcher zunächst an seinem Halse, dann an seiner Kasse versucht werden? Die sonderbare Dame überragte ihn an Länge. Sie war in Seide gekleidet und

trug einen großen Shawl von China-Crepe, ihr Gesicht ward von einem dichten Schleier bedeckt, der von dem schwarzen Kantenhut niederfiel. War dies somit wirklich ein zum Tragen langer Kleider und Blumenhüte berechtigtes Wesen? Dieser Gedanke flog dem Agenten blitzartig durch den Kopf.

Inzwischen stand die Dame vor ihm, allein sie schwieg noch immer.

„Darf ich fragen, gnädige Frau oder mein gnädiges Fräulein," begann er im möglichst furchtlosen Tone, „was zu Ihren Diensten steht?"

„Sie heißen Wolf?" fragte sie mit so tiefer Stimme, daß er davor zurückschauderte.

„Jakob Wolf," antwortete er, den Kopf aufwerfend. „Ich muß jedoch bitten . . . ."

„Sie sind Börsen-Agent?" fiel sie ein.

„Allerdings, Madame. Aber wollen Sie nicht . . . ."

„Man nennt Sie gewöhlich den groben Wolf," fuhr die Dame fort.

„Es kann sein!" rief der Agent ärgerlich verwundert, „daß Bekannte sich solchen Scherz erlauben. Wie so aber fragen Sie danach, Madame?"

„Ich habe Sie als einen redlichen Mann rühmen hören," erwiderte die Unbekannte, „und wende mich daher in einer Angelegenheit an Sie, die einen redlichen Mann nöthig hat."

„Sehr viel Ehre, Madame, sehr viel Ehre!“ versetzte der Agent. „Wollen Sie mir ein Geschäft übertragen, so werde ich mit Vergnügen meine Pflicht thun. Ehe wir aber weiter sprechen, haben Sie die Güte, den Riegel von der Thür aufzuziehen, der sich zufällig vorgeschoben hat.“

„Nicht zufällig,“ antwortete die Dame. „Ich schob ihn vor, weil ich bei dem, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht gestört sein will.“

Eine außerordentliche Bestürzung kam über den kleinen Mann. Seine Augen traten noch weiter hervor, und der schwarze Haarbusch zwischen den beiden Schluchten auf seiner Stirn sträubte sich steil in die Höhe. Plötzlich erinnerte er sich, daß sein Geldschrank offen stand und daß eine bedeutende baare Geldsumme darin lag. Hastig drehte er sich um, schloß den Schrank zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und knöpfte seinen Rock fest zusammen. „Wie so nicht gestört, Madame?“ fragte er zurückkommend. Es ist merkwürdig, bei Gott! merkwürdig, Madame!“

„Fürchten Sie nichts, mein Herr,“ sagte die Fremde in einem Tone, der sehr spöttisch und verächtlich klang.

„Fürchten?“ schrie der kleine Mann, indem er zu lachen versuchte. „Warum sollte ich mich fürchten?“ — Er stützte sich auf eine Papierscheere, die er wie einen Dolch ergriff und fuhr energisch fort: „Wir wollen die Zeit nicht unnütz verlieren, Madame, denn ich habe bis zum Postschluß dringend zu arbeiten. Ich gebe keine Darlehen und keine

Unterstützungen, — kaufe auch keine Wechsel oder Anweisungen, oder Documente, Hypotheken oder Schuldforderungen. Nichts, Madame, auf nichts lasse ich mich ein."

„Sie werden mich dennoch hören müssen," unterbrach ihn die Unbekannte mit solcher Bestimmtheit, daß er verstummte. Unter ihrem Schleier glaubte er Augen funkeln zu sehen, vor denen sein Muth zusammen schrumpfte.

Langsam faßte er in seine Tasche und zog eine grünseidene Börse heraus. Die Dame schien dies nicht zu bemerken; ihrerseits zog sie ein Päckchen unter ihrem Shawl hervor und reichte es dem Agenten hin; aber Herr Jakob Wolf streckte seine Rechte abwehrend aus: „Lassen Sie stecken!" schrie er. „Bei Gott, lassen Sie stecken! Ich lese nichts, ich unterzeichne nichts. Ich glaube Ihnen Alles aufs Wort, Madame, und will thun, was ich nach meinen Kräften thun kann."

„Mehr wünsche ich nicht," sagte die Fremde in ihrer festen, gebieterischen Weise. Nehmen Sie dies Papier mit seinem Inhalte und verwahren Sie es, bis ich es von Ihnen zurückfordere."

Sie hielt ihm das Päckchen wiederum entgegen, allein Herr Jakob Wolf sperrte seine dicken Augen zwar weit auf, doch seine Hände zog er zurück. Was er hörte, zerstörte allerdings mit einem Male seine ängstlichen Voraussetzungen; allein seine Gedanken verwirrten sich in anderer

Weise. Groß und stolz stand die Verschleierte vor ihm. Mit aller Mühe konnte er kaum ein paar Umrisse ihres Gesichts erkennen. Wer war sie? Was sollte er verwahren, und was muthete sie ihm zu?

„In der Thal, Madame oder mein gnädiges Fräulein," sagte er höflich lächelnd, indem er die grüne Börse leise in seine Tasche zurückgleiten ließ, „ich weiß noch immer nicht, mit wem ich die Ehre habe . . . ."

„Nehmen Sie!" unterbrach ihn die Dame ungeduldig.

„Dieses Päckchen? Und weiter wünschen Sie nichts?"

„Nichts."

„Es ist ziemlich stark und scheint . . . ."

„Es liegt Geld darin. Banknoten und Kassenscheine."

„Geld?" fragte der Agent erstaunt und bestürzt, indem er das Päckchen auf den Tisch fallen ließ. „Was soll ich damit thun?"

„Es sind zwölftausend Thaler im Ganzen," erwiderte sie. „Ich wiederhole Ihnen meine Bitte, mir dieses Päckchen, wie es da ist, zu verwahren, bis ich es zurückfordere oder anderweitig darüber bestimme."

„Aber, Madame," fiel Herr Jakob Wolf ein, „man läßt sein Geld nicht so liegen, namentlich wenn es eine Summe ist wie diese."

„Erfüllen Sie meine Bitte," unterbrach ihn die Dame.

„Wie kommen Sie dazu — ich begreife nicht!"

„Daß ich Ihnen dieses Geld übergebe? Umstände

zwingen mich. Ich gebe es Ihnen im festen Vertrauen auf Ihre Redlichkeit."

„Wie heißt Redlichkeit in unserer Zeit! schrie Jakob Wolf. Und indem seine klugen Augen einen schlauen Ausdruck erhielten, fügte er hinzu: „Ich sage Ihnen gehorsamen Dank für Ihr großes Vertrauen, aber ich kann mich nicht darauf einlassen, Ihr Geld anzunehmen."

Die Dame antwortete zunächst nicht. „Sie wollen mich abweisen?" fragte sie nach einem Besinnen noch härter und fester, als bisher.

„Ich bin dazu gezwungen, Madame. Es ist gegen meine Grundsätze?"

„Was ist gegen Ihre Grundsätze?"

„Ich kann kein Geld nehmen von Unbekannten, denn ich setze voraus, Madame, daß Sie unbekannt bleiben wollen."

„Das will ich; ja, das will ich!" wiederholte sie.

„Wie kann ich mich also mit Angelegenheiten befassen, von denen ich nicht weiß, welche Unannehmlichkeiten daraus entstehen können?"

„Seien Sie überzeugt, daß dies nicht der Fall ist," sagte die Fremde.

„Ich zweifle nicht, forsche nicht, frage nicht!" rief der Agent, „aber ich kann's nicht thun."

Die Dame senkte den Kopf und stand eine Minute bewegungslos, dann nahm sie das Päckchen von Tisch.

„So habe ich mich getäuscht," sagte sie dabei, „doch ich mußte darauf gefaßt sein. Vor der Noth ihrer Mitmenschen haben sich von jeher nur wenige nicht verschlossen."

Mit einem stummen Gruße ging sie der Thür zu, aber ihre Antwort brachte eine eigenthümliche, großmüthige Anwandlung bei dem Agenten hervor, der er nicht widerstehen konnte.

„Noch ein Wort, Madame!" rief er ihr nach. „Haben Sie keinen Freund, der dieses Geld in Verwahrung nähme?"

„Keinen."

„Und einem der großen Geld-Institute wollen Sie es auch nicht anvertrauen?"

„Nein." Man würde Nachweise von mir verlangen."

„Die wollen Sie nicht geben?"

„Nein."

„Mir auch nicht?"

„Nein."

„Es ist eigenthümlich, bei Gott!" rief Jakob Wolf, seinen dicken Kopf schüttelnd, aber — geben Sie her, Madame. Ich will das Päckchen verwahren. So, wie es da ist, sollen Sie es jeder Zeit zurückerhalten."

„Oder Sie verfahren damit nach meiner Anweisung."

„Gut, wie es Ihnen gefällt."

„Haben Sie Dank, mein Herr! Doch noch Eins. Sie

schweigen über meinen Besuch und über dieses Geld gegen Jedermann."

„Auf mein Wort, Madame! Es soll Keiner etwas erfahren."

„Dann nochmals Dank und — leben Sie wohl."

„Noch einen Augenblick," sagte der Agent. „Ich schreibe Ihnen einen Empfangschein."

„Ich bedarf dessen nicht."

„Aber ich kann sterben, kann in Unglück gerathen."

„Ihr Schein würde mir zu nichts helfen. Kein Wort mehr davon!" rief sie in ihrem gebieterischen Tone, indem sie nach der Thür ging. „Wenn es Zeit ist, werden Sie von mir hören."

Rasch schob sie den Riegel zurück und trat hinaus. Herr Jakob Wolf war dicht bei ihr, aber er machte keine weitere Einwendung; denn während die Dame die Stufen hinabeilte und verschwand, glitt sie dicht an einem Herrn vorüber, der, schon an der Thür des Geschäftszimmers stehend, ihr nachblickte und dann gegen den Agenten gekehrt, unhörbar lachend, den Zeigefinger schüttelte.

Herr Jakob Wolf zog sich zurück, und der junge Herr folgte ihm nach; als er jedoch die Thür zugeschlagen hatte, brach er in ein lustiges Gelächter aus. „Bravo, tugendhafter Wolf!" rief er, „bravo, liebenswürdiger Schmetterling! Aber Sie haben Geschmack, Wolf, mehr, als ich Ihnen zugetraut hätte."

„Was denken Sie, Herr Baron?“ rief der kleine Mann ärgerlich.“

„Was ich denke?“ lachte der junge Herr. „Nichts als neidische Gedanken, vortrefflicher Wolf. Wer ist das schöne Kind?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Agent. „Ich habe ein Geschäft mit ihr abgemacht.“

„Ein Geschäft! Ich hoffe, tugendhafter Wolf, daß es zur allseitigen Zufriedenheit ausfiel.“

„Seien Sie nicht witzig, Herr von Lorberg, wo es sich nicht paßt,“ fiel Jakob Wolf beleidigt ein.

„Der Himmel bewahre mich davor,“ versetzte der junge Edelmann, indem er ein demüthiges Gesicht machte. „Wir leben in einer frommen, ehrbaren Zeit, wehe über alle Spötter! Sie haben auf jeden Fall eine Betstunde gehalten, tugendhafter Wolf, und den Riegel vor Ihre Thür geschoben, damit nichts die Erbauung störe.“

Der Agent antwortete nicht. Er nahm das Päckchen, das er von der Unbekannten erhalten, schrieb etwas darauf, betrachtete es, bestreute es mit Sand und legte es in das Geldspind, dann schlug er den Brief zusammen, den er geschrieben, und während dieser Zeit hatte sich der junge Herr auf einen der Stühle geworfen, wo er seinen Hut abnahm und seine Stirn mit einem Batisttuche trocknete. Er war ein stattlicher junger Mann, nach der neuesten und feinsten Mode gekleidet. Sein dunkelblondes Haar fiel

reich auf eine schön geformte Stirn, sein Gesicht hatte den Ausdruck übermüthiger Lebenslust, die nicht gewohnt ist, sich Zwang anzuthun, aber es waren doch stolze, aristokratische Lineamente darin, die das Wüste und Hochfahrende milderten. Geduldig sah er, daß der Agent that, als sei er nicht vorhanden, und ohne sich daran zu kehren, knöpfte er die Stahlknöpfe an seinem Jagdfrack auf, schlug mit dem Handschuh den Staub von seinen lackirten Stiefeln und drehte das Bärtchen zusammen, das ihm auf der Oberlippe wuchs, bis er endlich zu lachen anfing und in versöhnlichem Tone sagte: „Was, zum Teufel, gehen mich Ihre Abenteuer an, Wolf! Ich habe mit meinen eigenen genug zu thun, und eben dessentwegen bin ich zu meinem alten Freund und Gönner gekommen, daß er mir beistehe in Aengsten und Nöthen. Sie haben doch meinen Brief erhalten, bester Wolf?"

„Ich hätte ihn noch heut beantwortet, Herr Baron," sagte der Agent weiter kramend.

„Wie steht es also?" fragte der junge Herr.

„Es ist unmöglich!"

„Unmöglich? Nichts ist unmöglich. Ich muß Geld haben, theuerster Wolf."

„Muß, muß? Wie heißt muß?!" schrie Jakob Wolf vom Pulte her. „Ich liebe es nicht, im Geschäft zu spaßen."

„Es fällt mir auch gar nicht ein, mit Ihnen zu spaßen," versicherte der Baron. „Ich liebe Sie zärtlich, verehre Sie,

bete Sie an, Wolf. Sie sind das goldene Kalb, das Ihre Ahnen zur Anbetung erfanden und vor welchem jetzt die ganze Welt kniet."

„Ich sage Ihnen, Herr Baron," antwortete Jakob Wolf mit dem schwarzen Haarbusch nickend, „das goldene Kalb hat seine Anbeter verlassen und ist geschmolzen und verschwunden, sobald sie dachten, es sollte geben und geben sein letztes goldenes Haar."

„Was helfen alle Allegorieen!" lachte der junge Herr, „es ist besser, wir sprechen ein verständliches Deutsch zusammen. Ich brauche nothwendig fünftausend Thaler. Sie haben mir einige Mal Geld verschafft."

„Zwei Mal," sagte Jakob Wolf. „Dreitausend Thaler und viertausend Thaler, macht zusammen siebentausend in weniger als einem Jahr, seit der Herr Baron mündig geworden ist."

Herr von Lorberg warf sich in den Stuhl zurück und lachte noch einmal. „Was Sie genau rechnen können, Wolf! Ich habe viel Geld gebraucht letzten Winter, und nun habe ich allerlei Unglück gehabt."

„Das Geld verspielt," nickte der schwarze Haarbusch.

„Unglücklich gespielt und Wetten verloren und im Jockey-Club Unglück gehabt. Ein Pferd gekauft für zweihundert Louis, das drei Tage darauf ein Bein brach. Nichts als Pech, theuerster Wolf. Kein Glück, kein Stern!"

„Warum spielen Sie, warum wetten Sie, warum reiten Sie, warum jockeyen Sie!“ rief Jakob Wolf.

„Ja, warum, warum!“ lachte Lorberg. Der Eine muß Dies, der Andere Jenes thun. Jetzt helfen Sie mir aus der Klemme. Schaffen Sie mir Geld!“

„Wozu?“ fragte der Agent.

„Meine Schulden zu bezahlen.“

„Haben Sie Wechsel gegeben?“

„Wir geben uns keine Wechsel auf unsere Ehrenschulden,“ erwiderte Herr von Lorberg hochmüthig. „Der Wechsel sind wir selbst.“

„Dann lassen Sie Sich ruhig protestiren,“ antwortete Wolf kaltblütig.

„Aber ich muß zahlen.“

„Wie heißt zahlen, wenn man nichts hat!“ rief der kleine Mann. „Sagen Sie den Herren Cameraden: Wartet, bis ich zu Gelde komme, so werde ich mich einlösen.“

„Sie verstehen das nicht, Wolf,“ sagte der junge Herr aufstehend, indem ein helleres Roth sein Gesicht färbte. „Was bei Euch an der Börse der Wechsel ist, ist bei uns unser Wort, und wie Sie es als Unglück und Schande betrachten würden, wenn Sie Ihren Wechsel nicht einlösen könnten, so betrachten wir es, wenn wir unser Wort nicht halten. Helfen Sie mir also dieses Mal noch.“

Jakob Wolf kam von seinem Pult und stellte sich an den Zahltisch. „Haben Sie aufrichtig zu mir gesprochen,

Herr von Lorberg," begann er, „will ich aufrichtig sein ebenfalls. Ich habe Ihnen Geld verschafft, weil ich gekannt habe Ihren Herrn Vater, der ein rechtschaffener Herr war, wenn auch in manchen Verlegenheiten. Sie haben geerbt das Gut Weißenstein, und ich glaubte Ihnen helfen zu können, wenn ich Ihnen Geld verschaffte, aber ich habe Ihnen nicht geholfen. Sie haben das Geld verbraucht, haben die Schulden vermehrt und wollen sie weiter vermehren."

„Ich will das Capital auf mein Gut eintragen lassen," unterbrach ihn der Baron.

„Wer soll geben sein Geld auf ein Gut, das so verschuldet ist?" rief der Agent. „Was nützt ein Diamant, der nichts ist als schlechtes Glas."

„Auf meine Ehre! Sie heißen nicht umsonst der grobe Wolf," antwortete Lorberg.

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen," antwortete der kleine Mann unerschütterlich; „besser wäre es freilich, wenn Sie sagten: Der Wolf hat Recht, er soll heißen der ehrliche Wolf."

Der junge Herr that einige große Schritte und stand wieder still. Er war in Unruhe und verlegen. „Was soll ich denn machen, ehrlicher Wolf," stieß er hervor, „wenn Ihre Ehrlichkeit mir nicht beistehen will?"

Jakob Wolf lächelte behaglich und zuckte die Schultern dabei. „Kann ich Ihnen kein Geld verschaffen, kann ich

Ihnen doch guten Rath ertheilen," sagte er darauf. „Warum gehen Sie nicht zu Ihrem Verwandten, dem reichen Herrn von Feldheim. Er ist seit einigen Tagen wieder hier von seiner Reise."

„Wie können Sie mir das zumuthen?" sagte der junge Herr empört.

„Er ist ein genauer Herr," fuhr der Agent fort, „bei alledem glaube ich, er würde geben das Geld."

„Herr Wolf," sagte der Baron mit ernster Miene, „Sie wissen, wie ich glaube, genug von den Ursachen, die mich hindern, jemals mit diesem Herrn in Berührung zu kommen."

„Hab' ich Noth, kenn' ich kein Gebot!" rief Jakob Wolf. Hat er Unrecht gethan, so hat er Geld genug, um es gut zu machen."

„Mag er Fische damit füttern!" antwortete der Baron verächtlich. „Ich will nichts von ihm haben."

„Es ist doch nicht zu ändern," fuhr Jakob Wolf fort, „wenn es auch besser wäre, es wäre kein junger Herr von Feldheim vorhanden."

„Lassen wir ihn!" sagte Lorberg so ungeduldig heftig, als rege der Name oder die Person seinen Zorn auf. „Ihr Rath, Herr Wolf, kann mir nichts nützen."

Der Agent zuckte abermals die Achseln. Er heftete seine vorquellenden Augen auf das blühende Gesicht und die schlanke Gestalt des jungen Herrn und wackelte mit

dem schwarzen Haarbusch nach rechts und nach links. „So will ich Ihnen geben noch einen Rath," sagte er. „Sie sind ein Cavalier, wie er gern gesehen wird von heirathslustigen Damen. Warum nehmen Sie keine reiche Frau?"

Der Baron lachte in dem alten leichtfertigen Tone auf. „Das wäre ich wirklich im Stande, tugendhafter Wolf," sagte er. „Haben Sie ein Heiraths-Bureau angelegt? Wer steht auf Ihrer Liste? Wollen Sie mir etwa Ihre verschleierte Schönheit empfehlen?"

„Ich empfehle Ihnen gar nichts," erwiderte der kleine Mann, „und möchte auch niemals empfehlen Einer, der ich meine Theilnahme schenkte, einen so leichtsinnigen jungen Herrn."

„Ihre Aufrichtigkeit ist ergötzlich," fuhr Lorberg in derselben Weise fort. „So ist es vielleicht eine Tochter Zions mit dunklen Locken, dunklen Augen und einem am Hochzeitstage zahlbaren Capital."

Jakob Wolf schüttelte wiederum seinen Haarbusch und sagte mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit: „Die Töchter Zions sind auch klüger geworden, um sich nicht nach verschuldeten Baronen zu sehnen. Bei alledem gibt's freilich noch immer welche, die nach eitlen Gelüsten streben, und ich weiß Eine, die wohl im Stande wäre, aller Noth ein Ziel zu setzen."

„Wer ist diese gütige Fee, tugendhafter Wolf?"

Der Agent sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Ist der Herr Hauptmann Seehausen nicht auch ein Verwandter von Ihnen?"

„Ein entfernter Verwandter, aber einer, von dem man nicht gern spricht und mit dem ich nichts zu thun haben mag. Soll etwa dieser Seehausen mit Ihrem reichen Fräulein in Verbindung stehen?"

„Der Hauptmann hat eine Tante," erwiderte Jakob Wolf, „und die Tante hat eine Nichte."

„Er hat keine Tante und ist ein ausgemachter Lügner und Schwindler," fiel Lorberg ein.

„Es ist die Tante seiner Frau, ich kenne sie," versicherte der Agent. „Es ist die Frau Commercienräthin Wittenberg, eine reiche Frau. Der Mann hat ein großes Vermögen hinterlassen und keine Kinder. Die eine Nichte, die bei ihr ist, wird erben, was da ist, und dazu noch mehr. Der Hauptmann wohnt nicht weit davon, in der Königsstraße das erste Haus. Er hat ein Commissionsgeschäft angelegt, und es geht ihm gut."

„Was wissen Sie weiter von der Frau Commercienräthin?" fragte Herr von Lorberg.

„Was wollen Sie noch hören?" fragte der Agent. „Ist's nicht genug, wenn ich sage, sie ist reich! sehr reich! liebt den Glanz, liebt die Pracht, hat ein großes Haus und ist eitel und stolz. Wenn ich in Ihrer Stelle wäre, ginge ich hin, spräche mit dem Hauptmann, ließe mich der

gnädigen Frau Commercienräthin empfehlen und machte mich liebenswürdig bei ihr und dem Fräulein."

Ein lautes Gelächter beantwortete diesen guten Rath. „Haben Sie Dank, großmüthiger Wolf," sagte Lorberg. „Ich möchte gern einen Schacher machen, möchte dem Teufel meine Seele oder meine Wechsel verschreiben; aber mit diesem Seehausen und dieser vortrefflichen Frau Commercienräthin möchte ich mich nicht einlassen."

„Weiter habe ich nichts zu geben," sagte Jakob Wolf, indem er an sein Pult zurückkehrte.

„Dann leben Sie wohl, mein würdiger Protector, und behalten Sie Alles."

„Es ist der Unterschied zwischen uns Beiden," schrie der kleine Mann hinter ihm her: „ich behalte Alles, und der Herr Baron behält Nichts."

Bei seinen letzten Worten fiel die Thür hinter dem Enteilenden zu; der Börsen-Agent glaubte jedoch noch einen Ausruf zu vernehmen, der wie verdammt oder Verdammter klang; was hinter diesem Worte folgte, blieb ihm verborgen. Er grins'te äußerst vergnügt darüber, und während er sich die Hände rieb und der schwarze Haarbusch wackelte, sagte er bedächtig: Es ist besser, daß dieser Mann mich verdammt, als daß er mich segnet. Er hat ein stolzes Gemüth, und es ist besser, als bei manchen anderen seines Gleichen, aber was hilft der Stolz, wenn er nicht stolzer ist als der Leichtsinn! Weil

er ist leichtsinnig, wird er thun, was ich ihm gerathen habe, und ich werde bald erfahren, wie es ihm ist dabei ergangen.

Damit nahm Herr Jakob Wolf seine Feder wieder in die Hand und arbeitete mit verdoppelter Emsigkeit, um die versäumte Zeit nachzuholen.

Zweites Kapitel.

Nach einigen Stunden schon erfüllte sich, was die Menschenkenntniß des Agenten vorhergesehen hatte. Der Freiherr von Lorberg machte sich auf den Weg nach der Königsstraße, um seinen Vetter, den Hauptmann Seehausen, aufzusuchen. — Richard von Lorberg gehörte zu einer alten Familie des Landadels, welche jedoch stolzer auf Geschlecht und Wappen, denn auf großes Vermögen sein konnte. Dem jungen Herrn gehörte zwar dem Namen nach ein bedeutendes Familiengut, allein schon sein Großvater hatte es verschuldet, sein Vater noch mehr darin geleistet und er selbst den Rest derartig verbraucht, daß der grobe Wolf so Unrecht nicht hatte, wenn er behauptete, daß dem jungen Herrn Baron nicht die Ziegel auf dem Schloßdache mehr gehörten.

Bei alledem führte Richard von Lorberg noch immer seine Lebensweise im Style vermögender junger Herren von Rang fort. Er hatte studirt, aber, als sein Vater

vor einigen Jahren starb, das Lernen aufgegeben um zu reisen, und als er zurückkehrte, nachdem ein Capital verbraucht war, welches er zu diesem Zwecke geborgt, lebte er als Freiherr und Gutsherr mit Alters- und Standesgenossen in der Hauptstadt weiter, bis er derartig in Schulden und Verlegenheiten verwickelt war, daß auch Umkehr nichts mehr geholfen hätte.

Jakob Wolf hatte ihn verschiedene Male Geld verschafft, wobei freilich noch andere besondere Gründe mitwirkten, als die, welche der kluge Agent angegeben; jetzt jedoch hatte auch er sich zurückgezogen, und die Verlegenheit des jungen Barons war nicht gering; denn wenn auch Handwerker und Gewerbtreibende, die von ihm zu fordern hatten, warten mochten, bis er zahlen konnte, so ging dies nach seinen Begriffen von Ehre doch bei sogenannten Ehrenschulden nicht an. Er war daher Anfangs sehr erbittert über die hartnäckege Weigerung des Agenten und eben so erbittert über dessen guten Rath, mit dem er ihn entlassen hatte. Bei ruhigerer Ueberlegung war er jedoch aufrichtig genug, es Jakob Wolf im Grunde nicht zu verdenken; denn ohne außerordentliche Glücksfälle konnte er nichts zurückzahlen. Eine reiche Erbschaft, Glück im Spiel, Hoffnungen auf den Zufall oder eine reiche Heirath sind die gewöhnlichen Luftschlösser, mit welchen sich der Leichtsinn zu trösten sucht. Eine reiche Erbschaft war Richard v. Lorberg entgangen, im Spiel hatte er fast immer Unglück, wie überhaupt alles,

was vom Zufall abhängt, entschieden gegen sich. Seine Hoffnungen täuschten ihn daher regelmäßig; was aber eine reiche Heirath betraf, so mochte ihm diese mehr als einmal wohl eingefallen sein, nur war er nicht auf den Weg gerathen, den Jakob Wolf ihm jetzt gezeigt hatte. Er hatte in den Gesellschaftskreisen, zu denen er gehörte, bisher keine Dame kennen gelernt, die sein Herz in besondere Bewegung versetzt hätte; aber er gehörte, trotz seines Leichtsinnes in so vielen Dingen, zu den Menschen, bei denen das Herz eine Rolle spielt, was in seiner Lage ebenfalls Leichtsinn genannt werden konnte. Mit Widerwillen hatte er immer daran gedacht, eine Frau ohne Liebe zu heirathen, äußerer Vortheile wegen sich zu verkaufen, und dies sowohl wie seine Neigung zum ungebundenen, zwanglosen Leben mit seinen Freunden hatte ihn an Speculationen jener Art gehindert. Eine Bekanntschaft nach seinen Gefühlen und seinen Wünschen hatte er nicht gemacht; andererseits hatten kluge Mütter und heirathslustige Damen auch nicht mit ihm speculirt, denn seine Verhältnisse waren nicht so unbekannt, um ihn für eine vortheilhafte Partie zu halten. Aus allen diesen Gründen blieb er somit trotz seiner sechsundzwanzig Jahre, seiner einnehmenden Gestalt, seines äußerlichen Glanzes und seiner übrigen Vorzüge ohne Aussichten auch nach dieser Seite hin.

Was Jakob Wolf ihm heute gerathen, erschien ihm aber weit mehr lächerlich als ernsthaft, obwohl sein Blut sich

nicht gegen den Gedanken sträubte, mit Hintenansetzung aller Vorurtheile sich eine Frau ohne Wappen und berühmten Namen zu nehmen, wenn sie seinen Neigungen entsprach und allerdings auch das mitbrachte, was ihm fehlte. Die Zeit war ja längst so weit fortgeschritten, daß gar manche vornehme Herren seines Standes ohne Bedenken die Goldvögelchen der bürgerlichen Geld-Aristokratie einfingen, und wenn er ein liebenswürdiges, wohlgebildetes, vielleicht sogar schönes Mädchen aus dieser Aristokratie kennen lernte, wenigstens eines, das ihm gefiel und dessen Zuneigung ihm entgegen kam, war es gewiß, daß er mit Freuden ihr Herz und ihre Hand erobert hätte. Allein in diesem Falle wies ihn Jakob Wolf an einen heruntergekommenen Vetter, von dem er lange Zeit nichts mehr gehört, am liebsten auch nichts von ihm hören mochte. Seehausen war Hauptmann gewesen, hatte jedoch vor Jahren schon seinen Abschied nehmen müssen, um einer Untersuchung auszuweichen, von welcher er kein ehrenvolles Ende hoffen durfte. Von jener Zeit an waren Verwandte und Freunde von ihm häufig mit Bitten um Unterstützung geplagt worden, die sich so lange fortsetzten, bis sie alle Geduld ermüdeten. Auch der alte großmüthige Herr von Lorberg wurde lange von dem Hauptmann geschröpft, und Richard erinnerte sich recht gut der verschiedenen Familien-Aergernisse durch diesen verrufenen Vetter. Mit solchem Talent in erneute Berührung zu gerathen, schien ihm allerdings nicht erfreu-

lich; allein Seehausen hatte später geheirathet, sollte zur Ordnung zurück gekehrt sein, ein nährendes Geschäft begonnen haben, und Niemand konnte doch wissen, welche Veränderungen bei ihm eingetreten waren. Nach einiger Ueberlegung ließen sich Richard von Lorberg's Scrupel überwinden. Es schien ihm ein komisches Abenteuer, diesen Vetter aufzusuchen und ihm einen unerwarteten Besuch zu machen. — Ein Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände, lachte er, und warum soll ich meine gnädige Cousine nicht kennen lernen? Es ist sonderbar, wie es mir geht. Die Zahl meiner Verwandten ist gering, diejenigen aber, welche der Himmel mir beschert hat, sind derartig, daß ich sie vermeiden muß. Immer jedoch will ich lieber diesem Vagabunden die Hand drücken, als einen Bettelbrief an jenen anderen filzigen Schuft schreiben.

Als er dies sagte, blickte er auf, um zu sehen, wo er sich befand. Er war gegangen, ohne recht auf seinen Weg zu achten, nun stand er auf einem mit Bäumen besetzten Platze, der von vier Häuserzeilen eingeschlossen wurde. Diesem schweigsamen Raume sah man es an, daß nur reiche und vornehme Leute hier wohnten. Kein Tageslärm, kein Gewirr geschäftiger Menschen ließ sich hören; die Häuser selbst mit theils verhängten Fenstern, tiefen Thorwegen und breiten Pfeilern sahen meist aus, als wären sie unbewohnt. Ihre Besitzer befanden sich noch auf Reisen, in Bädern oder auf ihren Landgütern und warteten das Nahen des Winters ab,

ehe sie hierher zurückkehrten. Richard von Lorberg stand unter einem Baume einem dieser Häuser gegenüber still und betrachtete es nachsinnend. Grau und schwer fiel der Abendschatten auf dessen graue Mauern, nur das hohe Dach glänzte im Sonnenlichte. Es war ein schönes, stattliches Haus, allein es war vernachlässigt. Seine obere Fensterreihe sah so blind und verstaubt aus, als hätte lange Zeit keine Hand daran gerührt. Der Putz der Mauern war abgestoßen, die Farbe vom Wetter verwaschen. Eine bittere Empfindung überkam den jungen Edelmann. Er kannte dieses Haus sehr gut, oft hatte er als Kind darin umhergespielt. Sein Vater hatte mit ihm darin gewohnt, und mehr als einmal hatte man ihm erklärt, dies werde einst sein Eigenthum sein, dies und vieles Andere. Nichts aber hatte sich davon erfüllt, und warum nicht? — Mit finsteren Mienen sah er, daß im unteren Stockwerk ein Fenster offen stand, durch welches er die dunkelrothen Tapeten des Zimmers erkennen konnte, die ihn wie alte grämlich gewordene Bekannte anblickten. — „Er ist also wirklich wieder hier," murmelte er. „Wie der Uhu, der das Licht scheut, sitzt er in dem düsteren Neste, und wie die Sünde, die keine Ruhe hat, wird er bald wieder davon fliegen, um sich anderswo zu verstecken."

Indem er dies sagte, drangen die Töne eines Claviers zu ihm herüber. Es waren Läufe und Accorde, die fast wie ein verworrenes Geschrei klangen und ihm zu ant-

worten schienen, doch schnell wieder verstummten. Gleich darauf trat ein junger Mann an das offene Fenster, der sich heraus beugte und plötzlich den Baum ins Auge faßte, unter welchem Richard von Lorberg stand. Es war ein Jüngling, der wohl noch nicht lange das Knabenalter verlassen hatte; doch schien er frisch aufgeblüht und kräftig zu sein.

Einen Augenblick lang betrachteten sich Beide aufmerksam. Dann wandte sich der junge Mann rasch um wie in einer Anwandlung von Unwillen über dieses dreiste Anstarren eines Fremden, und Richard setzte seinen Weg fort.

„Wie die Alten so die Brut!" rief er verächtlich aus. „Wie bin ich überhaupt hierher gerathen, und weßhalb stehen geblieben? Fort nach der Königsstraße zu meinem anderen theuren Vetter, der mir hoffentlich besser gefallen wird, als dieser da."

Die Königsstraße, am Eingange des gewerbreichen Stadttheils, bot einen auffallenden Unterschied mit jenem hocharistokratischen Platze! Hier befanden sich die großen Lager von Seiden- und Manufacturwaaren, von Putz- und Modesachen, Bronzen, Goldgeschmeide und Krystall. In den langen Reihen reicher Gewölbe zündete man schon die Gaskronen an, und hinter den ungeheuren Spiegelscheiben der Schaufenster begann eine glänzende Illumination. — Richard war hier lange nicht gewesen, er fand es vergnüglich, sich durch den Menschenstrom zu drängen, der

hin und her eilte, und ergötzte sich daran, Gesichter und Gestalten zu betrachten, welche den verschiedenen Classen der Gesellschaft angehörten, nur nicht der, welche nicht arbeitet und meist auch nicht läuft, am wenigsten des Abends und in solchem Gewühl, wo man gestoßen und getreten wird. Auch in diesen hohen, mit Handels-Firmen bemalten und mit Handels-Gewölben gefüllten Häusern lebte eine Aristokratie, aber eine ganz andere, als an jenem stillen Platze. Manche dieser stattlichen Gebäude waren prächtig aufgeputzt, hinter den Spiegelscheiben der ersten Stockwerke gab es jedweden Luxus. Es war hier wahrscheinlich theurer zu wohnen, als irgendwo in der Stadt, allein wer hier wohnte, der handelte, arbeitete, gehörte, mochte er auch noch so viel Geld zusammen scharren und noch so viel verthun können, doch immer nicht zu der bevorrechteten Classe, die eine Welt für sich bildet und die Menschheit regiert oder regieren hilft. Und alle diese Geldleute theilten ihre Häuser mit vielen anderen Geschäftigen aller Art, bis unter die Dachluken und bis in die Kellerwinkel. Ein gewisses unangenehmes Gefühl überkam den Freiherrn, wenn er in die Tiefen blickte, wo die modernen Troglodyten haus'ten, von wo herauf mephytische Dünste von Butter, Häringen und Speisen aller Art emporstiegen, oder wenn er an den Stockwerken hinaufsah, wo von Treppe zu Treppe aufwärts eine ärmlichere Classe der Gesellschaft ihre Lager aufgeschlagen. Zunächst aber galt es den Hauptmann auf-

zufinden, der am Ende dieser Straße wohnen sollte, und dahin steuerte unser Abenteurer, indem er mit glücklicher Selbstironie sich nochmals sein Unterfangen in die lustigste Beleuchtung setzte.

Endlich stand er vor dem ihm bezeichneten Hause still, und es sah allerdings beinahe so aus, als könne der würdige Vetter darin gefunden werden; denn zu den besten gehörte es nicht, und hoch genug stieg es in den Abendhimmel auf. Nach einem letzten Entschluß setzte Richard von Lorberg lachend den Fuß auf die Treppe mit dem Bewußtsein, daß ein langer Athem nöthig sei, um drei oder vier dieser etwas finsterrn Himmelsleitern zu überwinden. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er nach der zweiten Stiege schon im Halbdunkel ein weißes Porcellanschild an einer Thür befestigt erkannte, welches die Aufschrift trug: von Seehausen, Hauptmann a. D. Darunter befand sich eine Blechtafel von größerem Umfange, auf welcher geschrieben stand: Obrigkeitlich concessionirtes Bureau für Unterbringung von Geldern und Capitalien, Verkauf von Gütern und Häusern, Obligationen, Schuldforderungen und Uebernahme von Commissions-Geschäften aller Art.

Sehr anlockend, sehr empfehlend! spottete der junge Herr. Dieser Messingdraht wird mich einführen in das Paradies, wo die leidende Menschheit erlöſ't wird. — Er zog an der Klingel, welche hell und lange schallte, aber es dauerte einige Zeit, ehe die Thür geöffnet wurde.

„Was wünschen Sie?“ fragte alsdann eine angenehm klingende Stimme, und Richard erblickte die Umrisse einer Frauengestalt.

„Ich wünsche den Herrn Hauptmann von Seehausen zu sprechen, wenn er sich zu Hause befindet.

„Treten Sie gefälligst hier herein,“ war die Antwort, mit welcher eine andere Thür geöffnet wurde, die in ein Vorderzimmer führte.

Mit einer Verbeugung befolgte der Freiherr diese Weisung, und als das hellere Licht auf seine Führerin fiel, bemerkte er, daß diese noch ziemlich jung sei und nicht übel aussehe. Ein ovales Gesicht blickte aus langen, lichtbraunen Scheiteln und lächelte angenehm zu ihm hin. Ihre Formen waren schlank, ihr blaues Kleid mit dem weißen Jäckchen stand ihr gut.

„Ich werde meinen Mann sogleich rufen,“ sagte sie. „Nehmen Sie inzwischen Platz.“

Also meine gnädige Cousine, flüsterte Lorberg, als sie gegangen war. Die ist so übel nicht. Wie ist dieser Taugenichts dazu gekommen? Er musterte das Zimmer, in welchem er sich befand, und erhielt dadurch einigen anderen Stoff zum Nachdenken. Er bemerkte sehr weniges Geräth darin. Neben dem Sopha, auf dem er saß, standen ein paar Stühle, aber kein Tisch; die Spiegelwand zwischen den Fenstern war mit einem großen Spiegel in Goldrahmen versehen, die Fenster selbst mit ziemlich ergrauten

Vorhängen, von denen eine Borte sich an verschiedenen Stellen losgetrennt hatte. Weiter war nichts zu erblicken, als ein hellpolirter Schrank an der Wandseite, dem irgendwo ein Gebrechen anklebte, denn er neigte sich melancholisch zur Seite und sah verdrießlich auf den Fußboden, der, mit Papierspänen, zerbrochenem Kinderspielzeug und allerlei Lappen übersäet, einer sonderbaren Musterkarte glich.

Indem Richard diese Rundschau beendete, die einen etwas wüsten und unordentlichen Anblick bot, wurde die Nebenthür weit geöffnet, und vor ihm stand sein Verwandter, ein beitschultriger und wohlbeleibter Mann mit dickem Kopfe, der auf einem kurzen Halse saß. Mit einem geschäftsmäßigen Gruße, den er mit einer einladenden Handbewegung begleitete, sagte er äußerst freundlich und geschmeidig: „Behalten Sie Ihren Platz, mein Herr. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Es ist kein eigentliches Geschäft, Herr von Seehausen, das mich zu Ihnen führt," erwiderte Lorberg.

„Kein eigentliches Geschäft," wiederholte der Hauptmann, indem sein fleischiges Gesicht sich zu einer Art Grinsen verzog, „so ist es also ein uneigentliches Geschäft. Oho! was für eine Art von Geschäft? Lassen Sie mich hören."

Er rückte einen Stuhl an das Sopha, setzte sich, und indem er sich vornüber beugte, sah er den Besuch lauernd an. Der breitgezogene Mund und die zusammengekniffenen Augen machten ihn nicht schöner, seine Stimme war

etwas heiser, und sein Lachen klang nicht angenehm. „Es gibt mancherlei uneigentliche Geschäfte," sagte er, „ich weiß nicht, von welcher Art das Ihrige ist; allein wenn ich helfen kann, stehe ich Ihnen sehr gern zu Diensten. Sehr gern."

„Zunächst," antwortete Lorberg, „hatte ich nur die Absicht, mich zu überzeugen, ob Sie hier wohnen."

„Und dann?" fragte der Hauptmann noch stärker lächelnd.

„Dann wollte ich sehen, wie es Ihnen geht."

„So? Ich danke ganz gehorsamst, aber warum, wenn ich fragen darf?" — Er richtete sich auf und wurde ernsthafter.

„Weil ich es gern wissen möchte."

„Und das ist Alles? Ihre Theilnahme, mein Herr, ist mir sehr schätzenswerth, doch nicht recht erklärlich."

„Warum nicht erklärlich?" versetzte Richard. „Es soll mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht."

„Wenn ich Ihnen nur damit dienen kann," sagte der Hauptmann, indem er den Stuhl zurückstieß, und würdevoll den dicken Kopf aufhob, „so muß ich bemerken, daß ich sehr beschäftigt bin. Eben deßwegen habe ich keine Zeit übrig, sehr wenige oder — gar keine Zeit!"

„So gern ich dieses vernehme," antwortete der Freiherr, ohne sich stören zu lassen, so sehr würde ich es

bedauern, nicht mit Ihnen ein Stündchen verplaudern zu können."

„Mit mir?" murmelte der Hauptmann, der nicht wußte, was er daraus machen sollte. „Ich muß bedauern, mein Herr. Aber —" er sah verwundert, wie der Fremde seine Füße über einander schlug und seinen Arm auf die Sophalehne warf, als wollte er es sich jetzt erst recht bequem machen — „darf ich um ihren Namen bitten?"

„Ich heiße Richard von Lorberg, mein lieber Seehausen, und werde sie sogleich verlassen."

„Wie! wahrhaftig?" schrie der Hauptmann aufspringend. „Richard von Lorberg?! mein theuerster Vetter! Nicht von der Stelle! Dieser Anblick ist mir eine Wohlthat." — Er schüttelte ihm beide Hände.

„Aber Sie haben keine Zeit, mein bester Seehausen, und ich freue mich, daß Sie glückliche Geschäfte machen."

Ein wehmüthiges Lächeln veränderte plötzlich das Gesicht des Hauptmanns. Er zuckte die Schultern und setzte sich nieder. „Was das anbelangt," sagte er leiser, „so hilft kein Klagen, und was sollte ich Ihnen antworten, da ich Sie nicht kannte? Leider bin ich noch immer vom Schicksal verfolgt, obwohl ich unermüdlich arbeite." — Er schüttelte den Kopf, indem er vor sich nieder sah, und seine Stimme verlor sich in ein Gebrumm von unverständlichen Kehltönen.

„Das habe ich allerdings nicht erwartet," sagte Lorberg.

„Bah! was frage ich danach," erwiderte Seehausen, sich aufrichtend. „Ich bin ein alter Soldat, aber meine Frau, meine Kinder, diese theuern Wesen . . ."

„Man hat mir gesagt, daß es Ihnen wohl geht und daß Sie eine reiche Tante besitzen," fuhr Richard von Lorberg fort.

Seehausen lachte verächtlich auf. „Diese Tante, allerdings, diese Tante ist da, aber oh — es ist ein Unglück!"

„Eine reiche Tante zu haben?"

„Wie diese, theuerster Vetter. Hart wie Stein, kalt wie Eisen, kein menschliches Herz in ihr. Lieber will ich arbeiten, bis meine Hände starr und steif sind."

Mit Energie streckte der Hauptmann seine Hände aus und krampfte sie dann zusammen. Richard's Hoffnungen lös'ten sich auf, aber er hatte große Lust, ihnen nachzulachen. Die Klagen seines Vetters änderten nichts an seiner Stimmung; der dicke Mann mit seiner Wuth und seinen tugendvollen Grundsätzen kam ihm unendlich lächerlich, wie ein schlechter Komödiant vor.

„Die Tante gibt also nichts?" fragte er.

„Keinen Sou, keinen Groschen!"

„Und Sie schreiben die Nächte durch?"

„Schreiben? schreiben wäre nichts," murmelte der Hauptmann.

„Was thun Sie denn?"

Seehausen schüttelte den Kopf und schwieg einige Augen-

blicke, bis er energisch auffah und auf seine Brust klopfte. „Warum soll ich mich schämen," murmelte er, „schämen vor Ihnen, theuerster Vetter? Ich bin Familienvater! Mein Weib, meine Kinder wollen leben, leben also — wissen Sie, was ich thue? hier — da!"

Er faßte in die Tasche seines Rockes, holte ein weißes Päckchen heraus und hielt es Richard hin.

„Was ist das?"

Der Hauptmann rollte seine Augen und richtete sie gegen die Decke empor. Er wurde feierlich ernsthaft und runzelte die Stirn. „Was das ist?" murmelte er aus dem Kehlkopf. „Sie sollen Alles erfahren: Dieses sind Briefcouverts, welche ich in langen kummervollen Nächten klebe, um meine Kinder vor Hunger zu schützen, denn ich verkaufe sie an edle, mitleidige Menschen, die mir in meiner Noth beistehen."

Er hielt das Päckchen fortgesetzt dem theuern Vetter vor, obwohl seine Hand so stark zitterte, wie seine Stimme; allein Richard von Lorberg schien so gefühllos wie die reiche Tante. Er rührte sich nicht, allein er sagte mit leichtsinniger Munterkeit: „Ich sehe, mein lieber Seehausen, wir leiden beide an demselben Uebel, das heißt, es fehlt uns Beiden an Geld, und wir suchen uns dieses nothwendige Metall zu verschaffen, wie es angeht."

„Oh! Sie? Spaß!" murmelte der Hauptmann, indem er die Briefcouverts sinken ließ.

„Vollkommener Ernst," erwiderte Richard. „Ich kam zu Ihnen, ganz aufrichtig gesagt, um zu hören, ob ich vielleicht mit Ihrer Hülfe ein Capital aufnehmen könnte. Ich brauche fünftausend Thaler, biete sechstausend dafür."

Nach diesem Eingange war es nicht schwer, die ganze Angelegenheit zu erörtern. Der Hauptmann hörte zu, warf einige Fragen hinein und war in kurzer Zeit mit der Lage seines Vetters bekannt. Dann und wann verzog er die breiten Lippen zu dem häßlichen Lachen, und seine Augen funkelten spottsüchtig unter den Augenlidern, darauf schüttelte er wieder seinen dicken Kopf und sah wehmüthig vor sich hin.

„Nun, was sagen Sie?" fragte Lorberg endlich.

„Nichts zu machen, seufzte Seehausen. Wer kauft solche Obligation? Aufgeklärte Zeiten, theuerster Vetter! In gewöhnlicher Weise ist Ihnen nicht zu helfen."

„Was kann man also thun?"

Seehausen schwieg. „Ihr seliger Papa, fällt mir ein," lachte er endlich. „Ich war einmal in großen Nöthen, hatte auch nichts, gar nichts, schrieb an ihn, bekam zur Antwort: Ein guter Strick sei das beste Mittel. Haha! spaßhaft, nicht wahr?"

Eine glühende Hitze überkam Richard von Lorberg. Er wollte aufspringen und ein hartes Wort hervorstoßen, aber er blieb sitzen und sagte nichts.

„Bah!" fuhr Seehausen fort, „man muß nicht ver-

zweifeln. Narren giebt's immer noch genug in dieser Welt, das ist das Beste an ihr. Es kommt darauf an, man kann's versuchen."

„Ich denke Niemanden zu täuschen," sagte Lorberg, mit Schaam und Stolz ringend. „Noch gehört mir Weißenstein, und ich hoffe, daß ich in die Lage gelangen werde, meine Schulden zu bezahlen."

„Es wäre prächtig!" erwiderte Seehausen, „aber wie?"

Nach einiger Zögerung ließ Richard die letzte Mine springen. „Nun, zum Beispiel, begann er, wenn ich eine reiche Heirath machte. Wie Viele haben auf diese Weise nicht schon schlimmere Affairen, als die meinen sind, geordnet! und wenn ein Freund mir dabei behülflich wäre — was meinen Sie, Seehausen? Glauben Sie nicht, daß dies ein Mittel ist, wodurch man aus seinen Verlegenheiten kommen kann?"

„Allerdings," erwiderte der Hauptmann, ihn betrachtend, „allerdings, eine Heirath ist zuweilen noch besser als ein Strick. Haha! Warten Sie, ich denke über etwas nach."

„Ich will darauf wetten," sagte Lorberg gleichgültig, „es fällt Ihnen schon eine Partie für mich ein."

„Warum nicht? Sie haben es gerathen. Ich bedenke so eben etwas. Wenn ich nur erst wüßte, wie es am besten angefangen wird! — Heirathen, prächtig! Das ist das richtige Mittel. Sie müssen heirathen, Vetter Richard. Die Tante . . ."

„Ich soll doch nicht die Tante heirathen?"

„Still!" sagte Seehausen, „ich habe eine großartige Idee." — Er schwieg einige Augenblicke, plötzlich aber umarmte er Richard von Lorberg, der sich ihm nicht entziehen konnte. „Sie sollen heirathen," sagte er, „ich verschaffe Ihnen eine Frau. Geld vollauf, Alles vorhanden. Aber wie? Wenn ich dabei helfen soll, mein bester Vetter, so müssen wir uns als Freunde und Verwandte verständigen."

„Zunächst muß ich doch wissen, was Sie vorhaben."

„Sie sollen es hören. Die Tante meiner Frau, ihre leibliche Tante, ist die Commercienräthin Wittenberg. Sie wohnt drüben in der Straße. Das große Haus mit dem Balcon gehört ihr. Kinder sind nicht vorhanden, nichts als die einzige Schwester meiner geliebten Flora, Susette genannt. Die alte Frau hat sie zu sich genommen an Kindes Statt. Alles, was da ist, soll sie erben."

„Aber Ihre eigene Frau, mein lieber Seehausen . . ."

„Es ist ein Schicksal!" murmelte dieser, seine Schultern zusammenziehend, gleich darauf aber fuhr er mit einem wehmüthigen Seufzer fort: „Diese Tante hat leider ein Herz ohne Liebe zu uns. Es ist beklagenswerth, aber sie geht in ihrer Härte so weit, uns gänzlich zu vergessen. Das ist sehr ungerecht. — Wenn es also dahin käme," fuhr er süß lächelnd fort, indem er Richard's Hand drückte und festhielt, „wenn Sie Susetten heiratheten, so würden Sie es gewiß besser mit uns meinen?"

„Wenn dies wirklich der Fall sein sollte," erwiderte Richard, „so seien Sie überzeugt, daß ich Unrecht gut machen will."

„Auf Ihr Wort?"

„Auf mein Wort! Verlassen Sie Sich darauf."

„Gut," sagte Seehausen, „gut, theuerster Vetter. Wir werden uns darüber weiter verständigen, nachdem wir den Plan näher überlegt haben. Lassen Sie mir Zeit bis morgen. Sie müssen ins Haus hinein und vorgestellt werden."

„Verschaffen Sie mir die Bekanntschaft des liebenswürdigen Fräuleins. Ist Susette — ein köstlicher Name! — ist sie jung?"

„Zwanzig kaum."

„Damit bin ich zufrieden. Und hübsch?"

„Hm!" lächelte der Hauptmann. „Alle Schönheit ist Geschmackssache."

„Allerdings. So machen Sie Ihren Plan, ich komme morgen wieder."

„Nicht ein Wort mehr davon!" rief Seehausen, ihn festhaltend, „Sie müssen bei uns bleiben, ich lasse Sie nicht fort, Vetterchen. Machen Sie keine Umstände. Sind wir nicht Bundesgenossen? Zukünftiger Schwager!" Er schlug sein heiseres Gelächter auf. „Hier herein, Vetterchen, hier herein; ich muß Sie mit meiner Gattin, meinem Engel, meiner Flora bekannt machen! Sie müssen bei uns

fürlieb nehmen. Treten Sie ein, in den Familientempel meines häuslichen Glückes."

Was konnte Richard von Lorberg thun? Die Vertraulichkeit des Hauptmanns, seine Genossenschaft und Schwägerschaft jagten ihm Schrecken ein, aber Seehausen schob ihm seinen Arm unter und führte ihn in das Nebenzimmer.

Drittes Kapitel.

In diesem Familientempel des häuslichen Glückes brannte eine grünlackirte Lampe, mit einer Glocke von Milchglas bedeckt, der jedoch ein bedeutendes Stück fehlte. Sie stand auf einem Tische, der einst mit Wachstuch bezogen war, von welchem jedoch nicht viel mehr übrig geblieben, als das fasrige Gewebe mit einigen offenen Schäden. Der Tisch nahm den Raum vor einem dunklen Gestell ein, und Lorberg entdeckte zunächst, daß dies ein Schlafsopha sei, das mit einem schwarzbunten Kattun-Ueberzuge bedeckt war. Die Kissen hingen schief daran nieder, in jeder Ecke lag dafür ein schlafendes Kind, ein Knabe von drei, ein Mädchen von vielleicht vier Jahren, beide genau eben so schmutzig, wie das Lager, auf dem sie sich ausstreckten. Seehausen blinzelte sie zärtlich an und streckte theatralisch seine Hände nach ihnen aus. „Ein Bild des Friedens und der süßen Kindlichkeit!“ sagte er. „Da sehen Sie meine beiden Würmer; es sind sonst allerliebste muntere

Dinger, aber heut ist nichts mehr mit ihnen anzufangen, und wir können sie hier nicht weiter brauchen." — Damit belud er seine Arme mit den beiden schlaftrunkenen Kindern und schleppte sie hinaus, nachdem er Lorberg aufgefordert, es sich bequem zu machen.

Diese Aufgabe war jedoch nicht ganz leicht. Der Tempel des häuslichen Glückes enthielt zwar außer dem alten Sopha, vor welchem der verwöhnte junge Herr ein Grauen empfand, noch einige Stühle, allein diese schienen nicht besonders zuverlässig zu sein, auch hatte ihr Rohrgeflecht allerlei bedenkliche Senkungen. Richard suchte sich den besten aus und musterte den Tisch, auf welchem ein ziemlich schwarzes großes Brod lag, daneben ein Teller mit Butterspuren und an der Lampe ein Salzfaß mit zerbrochenem Fuß, das unter den Flügeln des grünen Kameraden Schutz zu suchen schien. Ein unheimliches Gefühl vor der Gastfreundschaft, welche seiner wartete, überkam den Freiherrn. Er, der gewohnt war, sich in den ersten Hotels bedienen zu lassen, sah sich hier plötzlich in einer anderen Welt, die ihn überall unangenehm berührte. Mit wachsender Trostlosigkeit betrachtete er das große Schreibespind an der Wand, einen finsteren, alten Kasten, mit einem Aufsatz darüber, der Doppelthüren hatte. Millionen ließen sich da hineinpacken, aber sicherlich war es leer, und die Maus, welche irgendwo daran nagte, schien aus Hungersnoth zur Verzweiflung getrieben.

Er spottete noch über diese Vorstellung, als Seehausen in bester Laune wieder herein kam. „Ein Familienvater muß für Alles sorgen," sagte er vergnüglich. „Mein Engel wird gleich bei uns sein. Frauen thun's einmal nicht anders, sie müssen sich erst herausputzen."

„Ich bedauere," erwiderte Richard, „so viele Unruhe zu verursachen."

„Gar keine Unruhe," unterbrach ihn der Hauptmann. „Meine Flora ist eine philosophische Natur; immer standhaft, was auch kommen mag."

„Das ist sehr liebenswürdig."

„Immer liebenswürdig, niemals verdrießlich, das ist sie," bekräftigte Seehausen. „Sie liebt mich und ist dankbar für alles, was ich für sie thue, gethan habe und noch thun werde. Das kann man nicht von jeder Frau heut zu Tage sagen. Die meisten halten ihren Mann für ein nothwendiges Uebel, für einen Burschen, der dazu da ist, dankbar zu sein für die Gnade, welche ihm erzeigt wurde, ihn zu heirathen."

Er lachte auf, und seine kleinen Augen funkelten boshaft den jungen Herrn an, der seine Blicke eben so spöttisch erwiderte.

„Sie haben gewiß alles gethan, was sie konnten, um diesen Tempel Ihres Familienglückes aufzubauen," sagte er.

Der Hauptmann ließ den dicken Kopf verschmitzt nicken.

„Sie wissen nicht, wie ich zu meinem Juwel gekommen bin? Oder wissen Sie?“

„Ich weiß nichts.“

„Ich will's Ihnen erzählen, aber, halt! Es ist nichts, mit trockenem Munde sitzen, Vetterchen; wir müssen uns anfeuchten.“

Er stand auf, ging an das Schreibspind und öffnete den Aufsatz. Zugleich erschien eine alte verwachsene Frau im Zimmer, ein schwarzes Tuch um ihren Kopf gewickelt, unter welchem wirres Haar hervorfiel, so dürftig und unordentlich von Ansehen, wie es sich zum Ganzen paßte. Sie breitete ein Linnentuch, das ein Tischtuch vorstellen sollte, über den Tisch, setzte eine Wasserflasche neben Lampe und Salzfaß, legte Gabeln und Messer neben drei Teller und stellte endlich drei Wassergläser dazwischen, mit zerstoßenen Rändern.

In stoischer Ergebung starrte Richard von Lorberg diese Vorbereitungen an; eben so bereit zum Dulden sah er den Hauptmann mit einer Flasche nahen, welche wie eine Weinflasche aussah. Nur zogen sich seine Eingeweide schmerzhaft zusammen, als Seehausen mit einem vortrefflichen langen Korkzieher den verschlossenen Hals öffnete und zwei der Gläser mit dem dunkelrothen Gifte füllte.

„Auf das alles, was wir vorhaben, glücklich gelinge,“ flüsterte er vertraulich grinsend, „daß Susettchen sich bis über die Ohren verliebt!“

Lorberg stieß mechanisch an, plötzlich aber verschwand sein Widerwille. Er that einen langen Zug und sagte darauf ganz erstaunt: „Das ist ein sehr guter Wein, Seehausen.“

„Meine Sorte,“ erwiderte der Hauptmann. „Alles in der Welt begangen, aber keinen schlechten Wein getrunken. Drei-Männerwein! Strumpfwein! Aepfelwein! Pfui Teufel! Ausgetrunken, Vetterchen, und ein frisches Glas! Jetzt will ich Ihnen sagen, wie ich zu meinem Engel kam. Aber halt! erst eine Cigarre!“

Mit vermehrtem Zutrauen griff Lorberg in die abgeschabte Cigarrentasche, welche Seehausen ihm vorhielt, und er fand sich nicht getäuscht, es waren vorzügliche Havanna-Blätter.

Der Hauptmann rückte näher an den Tisch und schenkte ein; er war ein anderer Mann geworden. Nichts mehr von dem wehmüthigen Lächeln und demuthsvollen Achselzucken. Alle Salbung und alle Christlichkeit waren von ihm abgefallen. In vertrauter Ungezwungenheit saß er da mit dem dicken schlauen Gesicht, in dem die kleinen Augen funkelten, und blies eine duftige Rauchwolke auf.

„Es war damals,“ fing er an, „wo ich wegen einer Lumperei meinen Abschied nehmen mußte. Verdammt will ich sein, wenn es nicht tausendfach ärgere Halunken gibt, die wie Heilige verehrt werden. Aber was will ein Mensch machen, wenn man ihm das Brett unter den Füßen

fort zieht? Er faßt nach jedem Dinge, das ihn halten kann, mag er fassen, wohin er will. Jeder will leben, leben ist die Hauptsache! Verflucht alle die Windbeuteleien, alle die Rücksichten auf Ehre, Schande, Schaam und Bedenken! Sie fallen ab wie welke Blätter, wenn man nicht mehr weiß, woher und wohin. Leben muß der Mensch, mag kommen, was da will. Wer über einem Abgrund hängt, fragt nicht danach, ob man ihn schilt oder verhöhnt, wenn er sich zu retten sucht, wie es eben angeht. Angestoßen, Vetterchen!"

Richard stützte den Kopf in seine Hand. Er sah den Hauptmann an und sah wie in einem Spiegel sein verzerrtes Selbst. „Was thaten Sie?" fragte er.

„Was ich that? Vieles und Manches! Ich suchte mir zu helfen, weiter nichts. Ich fing zehnerlei an. Ich borgte, ich spielte, ich verschaffte mir Geld durch allerlei Mittel. Ich mußte leben, Vetterchen, weil ich lebte. Aber wer einmal so weit ist, geht weiter und weiter, von Stufe zu Stufe. Auf's Glück kommt Alles an in der Welt, aber die Canaillen haben das meiste Glück, die ehrlichen Leute nicht. Ihr Vater war ein Mann, der um keinen Preis ein Unrecht begangen hätte. Der elende schuftige Feldheim hat ihn doch barbirt, kahl wie eine Ratze, weil er kein Glück hatte!"

„Schweigen wir davon!" sagte Lorberg, nach seinem Glase greifend, das er austrank und von sich stieß.

Seehausen lachte. „Es ist Alles gut, was geschieht, sagt ein großer Philosoph und es geschieht nichts ohne Gottes Willen. Wenn's nicht geschehen wäre, mein bester Vetter Richard, so säßen Sie sicherlich nicht hier. Aber das Glück kann kommen, ehe Sie es denken, es kommt manchmal plötzlich und hilft aus der schlimmsten Klemme. So war's mit mir. Ich wußte nicht mehr, wohin ich mein Haupt legen sollte. Da brachte mich das Schicksal eines Tages mit einer alten Freundin zusammen. Schöne Geister begegnen sich — auf Ehre, es ist wahr! Es war eine Dame, in deren Haus ich oftmals mit Degen und Federhut gekommen war. Ein nobles Haus, es gab Champagner bei den Abendgesellschaften. Die Dame hatte damals das Gehen beinahe verlernt, später ging's ohne Equipage prächtig bei Sturm und Regen mit Löchern in den Schuhen."

„Sie gehörte zu der Familie Ihrer jetzigen Frau?" sagte Lorberg, seinen Widerwillen bezwingend.

„Es war ihre Mutter, ihre leibliche Mutter, und drüben wohnt die Tante Commercienräthin."

„Der Mann ihrer Schwiegermutter war also ebenfalls vom Handelsstande?"

„Ein Speculant in Oel und Spiritus. Es bringt Geld, wenn es geht, Geld in Massen, und es ging, er war obenan. Aber eines schönen Tages ging's nicht mehr, also ging er."

„Wohin?"

„Bah!" lachte Seehausen, „dahin, von wo noch Keiner zurückgekehrt ist. Er war ein Dummkopf. Er hatte so viel Spiritus verkauft, wie in ganz Europa nicht zusammengebracht werden kann. Dabei kam ihm sein eigener Spiritus abhanden. Statt sich lustig zu Tische zu setzen mit seinen Gästen, die ihn erwarteten, als er von der Börse kam, bat er um einen Augenblick Geduld, ging in sein Cabinet und schloß hinter sich ab."

Es entstand eine Pause. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Lorberg setzte den Daumen an seine Stirn, der Hauptmann schüttelte den Kopf und machte mit seiner Cigarre einen Schnitt um seinen Hals.

„Ausgetrunken, Vetterchen!" rief er dann. „Verdammt sei die Armuth! Keiner macht Umstände mit ihr, Jeder gibt ihr Fußtritte. Es ging Alles verloren, und die Verwandten machten es nach Verwandtenart; statt zu helfen, gab es Vorwürfe über Leichtsinn und Verschwendung."

„Sie mochten verdient sein," murmelte Lorberg, indem er an sich selbst dachte.

„Bah!" rief Seehausen. „Weiber fragen nie, woher es kommt. Sie wollen Glanz, wollen Putz und Pracht; so lange sie das haben, sind sie ohne Sorgen."

„Sie heiratheten die Tochter."

„Damit hatte es Zeit. Ich zog zur Mutter, half die beiden Kinder erziehen, half sie ernähren.“

„Sie?“ fragte Richard ungläubig.

„Ich! drei Jahre lang. Mein Engel war sechszehn Jahre, Susette zehn. Ich brachte zusammen, was ich schaffen konnte, die Verwandten thaten gar nichts mehr, wollten mich fortschaffen, die Mädchen aus dem Hause bringen. Lärm und Geschrei gab es genug, bis meine Freundin starb; aber ehe das geschah, heirathete ich meine Flora, und damit war es aus.“

Lorberg schwieg. Er sah in eine Familiengeschichte widerlicher Art. Der Hauptmann mochte errathen, was in seinem Kopfe vorging. „Oho!“ lachte er frech auf, „es geschieht Schlimmeres in der Welt, Vetterchen, und was wollte mein Engel machen? Eine arme Verwandte ist überall ein schlechtes Möbel, das in die Winkel gestoßen wird, als Aschenbrödel oder Kammerjungfer dient. Ich machte eine Frau aus ihr, Frau von Seehausen. Susette kam zu dem alten gierigen Weibe drüben und ist ihr Liebling geworden. Bei Gottes Thron, sie möchte sie in Marzipan backen lassen oder in Gold fassen, das Püppchen!“

„Wie aber stehen Sie selbst mit ihr?“ fragte Lorberg ihn unterbrechend.

„Ich? Nun, Sie können wohl denken, schlecht,“ erwiderte Seehausen, indem sein dickes Gesicht sich verfinsterte und seine heisere Stimme sich noch mehr dämpfte. Ich

hab's lange versucht, sie zu versöhnen, ich versuche es noch, lasse mich treten, bin immerdar der geduldige Mann; denn es wäre unklug: ich habe Kinder, und sie ist die reiche Tante. Aber es hat nichts gefruchtet, nichts. Wir mögen leben oder sterben, was kümmert es sie! Kaum ein abgetragenes Stück Zeug, ein kostbares Geschenk für meinen Engel, wirft sie uns zu. Verflucht mag sie sein, wenn ..." Er hielt inne, hob sein Glas auf und fing an zu lachen. „Wir wollen uns nicht das Blut in den Kopf jagen, Vetter Richard, Sie werden ihr Mores beibringen. Hole der Teufel alle Grillen, wir wollen leben so gut wie die Sippschaft da mit all ihrem Gelde. Leben, Vetterchen, leben; so gut wir's machen können, leben! das ist die Sache; wenn's vorbei ist, ist's einerlei, ob wir verhungerten oder an einer Trüffel-Pastete erstickten," sagte er kaltblütig, indem er sein Glas austrank. — Aber da kommt mein Schatz und erlös't uns!" rief er, nach der Thür blickend, durch welche die junge Frau eben hereintrat, gefolgt von dem alten Weibe mit dem schwarzen Kopftuche, welche verschiedene Schüsseln trug, aus denen ein erfreulicher Duft aufstieg.

Frau von Seehausen hatte ihr Haar in zierliche Puffen gescheitelt, einen Seidenshawl um ihre Schultern geworfen, ein kantenbesetztes Taschentuch in der Hand, und ihre Finger verbargen sich in gelben Handschuhen, welche freilich nicht eben neu aussahen. Lorberg wurde daran er-

innert, was Seehausen so eben von den Geschenken an abgetragenen Sachen erzählte; aber die junge Frau sah hübsch aus, er fühlte geheimes Mitleid mit ihr. Nach der ersten Begrüßung bat er wegen der Störung um Verzeihung, und sie erwiderte ihm mit Freundlichkeit, daß es ihr die größte Freude mache, nur müsse er verzeihen, wenn er nicht Alles so finde, wie es zu wünschen sei, da nichts vorbereitet werden konnte, um einen so lieben Gast zu empfangen.

Ihre Augen senkten sich dabei, und einige halb verlegene, halb bittende Blicke flogen über den eleganten Vetter und über die dürftigen Geräthe.

„Keine Redensarten, mein Engel!“ schrie Seehausen heiser aus dem Kehlkopf. „Ein Freund, ein Verwandter ist nachsichtig mit uns. Setzen Sie Sich neben Flora, Vetterchen, und nehmen Sie fürlieb mit dem, was wir Ihnen anbieten können. Ich denke, es ist so übel nicht. Hehe, uf, haha!“

Das freche Grinsen des dicken Gesichtes und die flimmernden Blicke der kleinen Augen, welche die junge Frau betrachteten, machten es ungewiß, was der würdige Hauptmann eigentlich meinte; die Gerichte, welche auf dem Tische dampften, waren inzwischen geeignet genug, um Richard's Aufmerksamkeit zu erregen. Zwei vortrefflich gebratene Hühner zeigten sich ihm, der ein Kenner der besten Poularden war, und neben diesen stand eine Schüssel voll zar-

ten, jungen Salats, der in dieser Jahreszeit zu den Seltenheiten gehörte. Der Hauptmann eilte inzwischen an den großen Schrank, welcher sich als eine wahre Schatzkammer vortrefflicher Dinge darstellte. Er lieferte feines weißes Brod, eine Schale der frischesten Butter, einen Teller ausgesucht schöner Trauben, ein Gestell mit Flaschen und einem Behälter für den Senf.

Der Hauptmann warf einen Feldherrnblick über den Tisch und lächelte wohlgefällig. „Gib den Salat her, mein Engel,“ sagte er, „er scheint gut zu sein. Wenn ein gebildeter Mensch Gras essen soll wie Schafe und Kühe, Vetterchen, kann dies nur durch kunstvolle Veredlung ermöglicht werden. Den Essig, mein Herzchen, das Oel, den Pfeffer, den Senf und den Zucker,“ bat er süß, die dicken Lippen spitzend, auch hast du gewiß an einige hart gesottene Eier gedacht?“

„Hier kommen sie schon,“ erwiderte die hübsche Frau, nach der Thür blickend, durch welche die Aufwärterin hereintrat.

„Und das Fläschchen mit der Soja,“ mein Mäuschen.

„Hier steht es schon zu deinen Diensten.“

„Es geht nichts über eine liebenswürdige, häusliche Frau,“ lachte der Hauptmann aus dem Kehlkopf. „Was helfen alle Kunststücke: Französischplappern, Singen, Clavierspielen! Ich verachte diese Verwilderung echter Weiblichkeit, Vetterchen.“

„Die schöne Natur ist die höchste Kunst," antwortete Richard, verbindlich lächelnd.

„Bravo!" rief Seehausen. „Sie müssen Flora näher kennen lernen. Literatur ist ihre Leidenschaft."

„Und dabei dieser Verein häuslicher Tugenden," erwiderte der galante Vetter.

„Mutter, Gattin, Hausfrau!" schrie der Hauptmann zärtlich grunzend, „wie es keine zweite im Lande gibt."

Die junge Frau hatte inzwischen das weiße Brod zerschnitten, und während sie dem Gaste davon reichte, begnügte sie sich, über die Complimente, welche sie empfing, zu lachen und ihrem Manne zu sagen: „Du wirst mit deinen Spöttereien über mich noch Unheil anrichten und den Salat verderben."

„Ernst, heiliger Ernst, bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung!" antwortete Seehausen, während er den Salat mengte und spitzbübisch grins'te. „Was ist Salat? elendes Unkraut! Was ist Schönheit? Blendwerk der Augen! Was ist ein Weib? Ein menschliches Wesen in langen Röcken, immer darauf bedacht, uns ein theures Wesen zu sein. Hehe, Vetterchen! es kommt Alles darauf an, wie man Essig und Oel zu gebrauchen weiß, um alle diese himmlischen Gaben zu veredeln. Es ist keine gute Frau und kein guter Salat möglich ohne Essig und Oel."

Sein heiseres Gelächter stimmte mit dem Lachen seiner beiden Tischgenossen zusammen. „Was den Essig anbe-

langt," sagte Richard, indem er die hübsche Cousine ansah, „so dürfte dieser wohl am wenigsten erwünscht und nothwendig sein."

„Die Sauce entwickelt sich von selbst," versetzte Frau von Seehausen, indem sie seinen Blick beantwortete.

„Sie ist nothwendig, es gibt nichts Wichtigeres," fiel der Hauptmann ein. „Der Essig in der Ehe ist das Bindemittel zum Zusammenziehen aller Zärtlichkeit; Vetterchen, lassen Sie es niemals daren fehlen, wenn das Heirathen Ihnen gut bekommen soll. Gleich die nöthige Portion in der ersten Stunde verabreicht, vermehrt den Appetit, stärkt den Magen, reizt die Nerven, klärt den Verstand; aber dieser vortreffliche Essig muß versüßt werden durch den Zucker der Liebe, damit es ein angenehmes Getränk bleibt. Wenig Essig, viel Oel, beides von der besten Sorte, so gibt es vortrefflichen Salat und eine vortreffliche Frau. Alles zart, Alles glatt, Alles picant, kein Herz kann ihm widerstehen! Kosten Sie, Vetterchen, probatum est! Wie ich ihr meinen ersten Salat gemacht hatte, war mein Engel verloren!"

Während dieser Abhandlung hatte Seehausen alle Ingredienzien kunstvoll gemischt und gemengt, und Richard mußte zugestehen, niemals einen Salat von höherer Vollendung gegessen zu haben. Mit stolzem Lächeln nahm der Hauptmann sein Lob in Empfang, aber mit nicht geringerem Talent zerschnitt er die Hühner und war der Anerkennung

gewiß, als er seinem Gaste davon vorlegte. „Urtheilen Sie über diese Hühnerbrust, Lorberg," sagte er. „Was ist eine solche Brust, die in nichtswürdige, unverständige Hände fällt? Ein trockenes, hölzernes Stück Fleisch. Was ist diese hier in ihrem Safte, ihrer Innigkeit, ihrem Schmelz, wie ein Kuß von zarten Lippen! Einer der feinsten irdischen Genüsse, die eine durchbildete Zunge nur ganz zu schätzen weiß."

Das strahlende dicke Gesicht drückte eine faunische Lüsternheit aus, und Richard von Lorberg ergötzte sich mit geheimer Verachtung an den Begierden dieses schwelgerischen Vagabunden, der nicht länger zögerte, sie zu befriedigen.

„Es verdirbt das Gute überall, wenn es in schlechte Hände geräth," sagte er, und es kam ihm vor, als wenn die hübsche Cousine so tief Athem holte, daß es wie ein leises Seufzen klang; allein es war nichts davon zu bemerken. Sie lächelte freundlich und folgte dem Beispiele ihres Mannes, der mit vollen Backen kaute und Lorberg lustig anblinzelte. „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten, Vetterchen," erwiderte er. „Oho! was würden wir Beiden für tugendhafte Exemplare sein, wenn die bösen Buben uns nicht verlockt hätten! Nieder mit aller Moral! Angestoßen, geliebtester Schatz! Unser theurer Vetter Richard soll leben und bald wieder mit uns vergnüglich beisammen sitzen, in den Armen der Liebe. . ."

Hier hielt er inne, denn die Klingel im Corridor wurde von kräftiger Hand gezogen.

„Welcher gemeine Sterbliche wagt es, uns zu stören?" fragte er aufhorchend. „Irgend ein Maulaffe, der eigentlich eine Treppe höher oder tiefer will und um Entschuldigung bittet, wenn er uns die Klingel abgerissen hat. Wir wollen uns nicht stören lassen, mein bester Vetter Richard. Ich sage daher: in den Armen der Liebe und Freundschaft sollen uns glückliche Tage erwarten und alle Feinde, Neider, und boshafte alte Hexen . . ." Weiter kam der Hauptmann abermals nicht, denn die Klingel unterbrach ihn zum zweiten Male.

„Donnerwetter! wer ist da?" sagte er in halb ungewissem Tone, indem er seine Frau anblickte.

„Ich will gleich nachsehen," sagte die junge Frau, indem sie aufstand und hinaus ging. Seehausen folgte ihr bis an die Thür nach und legte sein Ohr an den Spalt. Gleich darauf aber drehte er sich um und ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die Schüssel mit dem Salat, den Senf und das Weißbrod sammt Trauben, und was sonst noch vorhanden, um es sämmtlich eiligst in den Spinden-Aufsatz verschwinden zu lassen; zu gleicher Zeit schoß das alte Weib mit dem schwarzen Kopftuch zur Hinterthür herein, faßte die Reste der Hühner, Geräthe und Teller, riß Lorberg den seinen unter den Händen fort und ließ im nächsten Augenblicke nichts auf dem Tische

als die Schüssel mit den Kartoffeln, das Stück schwarzes Brod, die zersprungene Wasserflasche und das dreibeinige Salzfaß.

Nach der ersten Ueberraschung fand Richard die Erklärung dieser Metarmorphosen, welche ihn höchlichst belustigten, in den Stimmen, welche während dessen zuerst in dem Corridor, dann im Nebenzimmer sich hören ließen. Eine scharfe und sehr laute Frauenstimme war nicht zu verkennen und schien den unerschrockenen Hauptmann zumeist zu verwirren. Er beantwortete Lorberg's leise Frage nach dem unverhofften Besuche nicht, sondern winkte ihm Schweigen zu, warf sich in den Stuhl, schnitt ein Stück von dem schwarzen Brode ab, drückte ein paar Kartoffelstücke darauf und streute Salz darüber. Mit der linken Hand ergriff er dabei die Wasserflasche und schenkte sein Glas voll, und als dies geschehen, nahm er es in die Hand und begann mit salbungsvoller Rührung: „Ein zufriedener, gemüthlicher Mensch, mein theuerster Vetter, bedarf wenig in dieser Welt. Wenn er auf Gott vertraut und redlich arbeitet, wird ihm auch geholfen. Nur Gesundheit muß ihn nicht verlassen, dies höchste und edelste Gut; alles Andere kann gemißt werden, nur dieses nicht, mein verehrter Vetter."

Lorberg hatte große Lust, laut auf zu lachen, der in einen Heiligen verwandelte Faun reizte ihn unwiderstehlich dazu an; die scharfe Stimme ließ sich jedoch eben in der

sich öffnenden Thür vernehmen. Wo ist denn dein Mann? Bei Tische? Was habt ihr denn Gutes?

Seehausen stopfte ein ungeheures Stück Brod in den Mund, zugleich aber stand er auf und brachte einige unverständliche Töne hervor, indem er sich tief und ehrfurchtsvoll verbeugte und seine Hände unterthänig schwenkte.

„Richtig, da ist er!" rief die Dame, welche hereintrat. „Aber wie riecht es denn hier? es riecht ja nach Wein und Braten!"

Seehausen blickte mit wehmuthsvollem Lächeln auf die Kartoffelschüssel, dann fing er heftig an zu husten, weil ihm ein Krümmel des trockenen Brodes bei einem seiner Seufzer in die Luftröhre gerieth.

„Ersticken Sie nicht!" schrie die Dame und schüttelte ihn an den Schultern. „Das kommt von der Unmäßigkeit. Sie sind immer ein Mann gewesen, der nichts von Mäßigkeit wußte." — Im Augenblick entdeckte sie Richard von Lorberg, der sich vom Tische an den Ofen zurückgezogen hatte, und ohne Umstände hob sie die Lampe mit der zerbrochenen Glocke auf und beleuchtete den Gegenstand ihrer Neugier.

Viertes Kapitel.

Wahrscheinlich hatte die Dame irgend einen wüsten Cumpan des Hauptmanns vermuthet, als sie jedoch einen fein gekleideten jungen Herrn fand, von vornehmen Manieren und einem Gesicht, das durchaus nicht hieher paßte, behielt sie die Lampe verwundert in der ausgestreckten Hand, machte dabei aber einen tiefen Knix. Es war eine Dame ziemlich hoch an Jahren, doch von kräftiger Gestalt und gewiß auch von dazu passender Energie, wenn ihr Anblick nicht täuschte. Das breite, volle Gesicht hatte etwas Raubvogelartiges mit seiner scharf gekrümmten Nase und den runden, grünlich grauen Augen. Richard von Lorberg zweifelte jedoch nicht daran, daß dies die reiche Tante sein müsse; denn wem sonst sollten ein so schweres Seidenkleid, ein so prächtiger Shawl, eine so dicke goldene Kette um den gelben Hals und so blitzende Steine in den Ohrringen gehören? Er wurde auch sehr bald von der Richtigkeit seiner Voraussetzungen überzeugt, als der Hauptmann mit

süßer Bescheidenheit begann: „Dieses, verehrteste Frau, ist unser werther Verwandter, Herr Richard von Lorberg, welcher uns so eben mit seinem Besuche erfreute und Zeuge unseres bescheidenen Mahles war, das Gottes Güte . . .“

„Schweigen Sie stille, Seehausen!“ fiel die Dame ein, wenn dieser Herr es sagt, will ich es glauben. Herr von Lorberg also! —“ sie machte einen neuen Knix und sah ihn dabei fortgesetzt an. „Ich habe einen Herrn von Lorberg gekannt, dem das Gut Weißenstein gehörte.“

„Das war mein Vater, gnädige Frau.“

„Ihr Herr Vater, das dachte ich mir. Gott, wie die Zeiten vergehen! —“ Das Raubvogel-Gesicht fing an zu nicken, und der breite Mund zog sich weiter aus einander, während sie ihn fortgesetzt betrachtete. „Lebt der Herr Vater noch?“ fragte sie.

„Er ist todt, gnädige Frau.“

„Ich bin die Commercienräthin Wittenberg,“ sagte sie mit Nachdruck, „und bin hieher gekommen mit meiner Nichte Susette — wo bist du, Susette?“

Hier, liebe Tante! antwortete eine helle Stimme aus dem dunkeln Nebenzimmer, und Richard Lorberg sah mit gesteigerter Theilnahme ein junges Mädchen herbei eilen.

„Das ist der Herr Freiherr von Lorberg, ein Verwandter von Seehausen,“ rief ihm die Commercienräthin

entgegen, „und es ist eigentlich wahr," fuhr sie fort, „wir sind alle mit Ihnen verwandt, Herr Baron."

„Es gereicht mir zur größten Ehre," antwortete Richard verbindlich.

„Aber wir kommen ganz zufällig dazu," fuhr die alte Dame fort, „denn wir haben noch nie das Vergnügen gehabt, etwas von Ihnen zu hören oder zu sehen."

„Ich war sehr lange abwesend," sagte Lorberg.

„Auf Reisen?" fiel die Commercienräthin fragend ein.

„In Italien und in Paris."

„Im vorigen Jahre waren wir auch da. Erst in der Schweiz, dann in Mailand und in Venedig und zuletzt in Paris. In diesem Jahre habe ich es vorgezogen, nach Baden-Baden und Badenweiler zu gehen, weil's der Doctor Susetten anrieth."

„Das Fräulein war leidend?" fragte Richard, theilnehmend nach der jungen Dame blickend.

„Sie sieht aus wie die ewige Gesundheit," erwiderte die Tante, „aber der Doctor meinte doch, es werde ihr wohl thun, weil sie im Winter sich zu viel angegriffen habe."

„Der Schwarzwald ist himmlisch!" sagte das Fräulein.

„Susette ist eine große Freundin der Natur," bestätigte die Tante; „aber wir wollen uns heute nicht länger damit aufhalten, sondern unsere Sache abmachen. Herr Baron, Sie sind ein Verwandter, Sie nehmen es also nicht übel,

wenn ich in Ihrer Gegenwart mit Seehausen etwas verhandle." — Damit wandte sie sich zu dem Hauptmann um, der neben seiner Frau stand und dem Raubvogel-Gesicht, das ihm näher rückte, entgegen grins'te. „Sie wissen nicht, warum ich her gekommen bin," begann sie, „und obenein Abends so spät?"

„Theuerste und verehrteste Frau," erwiderte der Hauptmann heiser aus dem Kehlkopf, indem er, unterthänig sich neigend, die Hand auf seine Brust legte, „es gibt nichts, was uns mehr erfreuen könnte."

„Bleiben Sie mir fort damit!" rief sie abwehrend, „wir kennen uns; aber ich will Ihnen sagen, warum ich gekommen bin, und Herr von Lorberg kann es mit anhören, denn es ist nichts Schlechtes."

Der Hauptmann zuckte wehmüthig die Achseln. „Ich versichere," antwortete er, „daß Ihre Gedanken mir Unrecht thun."

„Darüber wollen wir schweigen," fiel sie ein, „aber warum ich hier bin, ist, daß Susette mich lange schon gebeten hat und eben wieder einen Anlaß hat wahrgenommen, zu bitten, daß ich etwas für die Erziehung Ihrer beiden Kinder thun soll. Gut, ich will's thun, ich habe es Susetten versprochen, und darum sind wir hergekommen, Ihnen das zu sagen. Ich will die Kinder erziehen lassen, damit sie zur Ordnung angehalten und keine Taugenichtse daraus werden."

„Wir sorgen für diese lieben Kinder väterlich, mütterlich!“ murmelte Seehausen, indem er seine Augen verkehrte und nach oben blickte.

„Um so besser werden Sie künftig für Sich selbst sorgen könnnen,“ unterbrach sie ihn.

„Es steht im Buche des Schicksals geschrieben„ erwiderte der Hauptmann, schwermüthig den Kopf schüttelnd, „daß alle meine Anstrengungen . . .“

„Unsinn!“ rief die Tante dazwischen. „Wollen Sie mir die Kinder geben?“

„Es ist eine schwere Aufgabe,“ versetzte Seehausen mit einem Seufzer. „Ich als Vater kann meine Liebe bezwingen, allein die mütterlichen Gefühle erfordern Schonung und Ueberlegung.“

„So überlegen Sie es meinetwegen bis morgen. Was ich versprochen habe, das halte ich, aber weiter nichts. — Jetzt komm, Susette.“

Das Fräulein, welches diesen Namen trug, hatte während dieser Verhandlung zum öftern mit ihrer Schwester leise geflüstert; jetzt sah Lorberg, daß sie dieser Winke gab, als wollte sie sie zu etwas ermuthigen, allein Frau von Seehausen senkte den Kopf und sagte nichts.

Das kleine Fräulein — klein und stark war sie von Gestalt — wurde darüber sehr lebendig. Sie warf den Kopf auf und blickte ihre Schwester geringschätzend an. Es war in der That kein schönes Gesicht. Fleischig und

rund, viel Röthe auf den Wangen, daher ihre Tante wohl sagen mochte, daß sie ewiger Gesundheit gleiche. Gesund schien diese Fülle und Farbe allerdings zu sein, und ihre lebhaften blauen Augen hätten einem, der loben wollte, wohl zum Lobe Anlaß geben können, sonst aber blieb schwerlich noch etwas dafür übrig. Ihr Haar hatte einen unverkennbar röthlich blonden Schimmer, alle Gesichtszüge waren grob und gewöhnlich, die Lippen ziemlich stark aufgeworfen, die Nase ein wenig breit. Nur die Beweglichkeit der Augen und die Beweglichkeit ihres Gesichtes selbst verminderten diese Nachtheile.

Als ihre Tante sie rief, zog sie das kurze Mäntelchen um ihre Schultern hastig zusammen und sagte in erregten, keineswegs mildem Tone: „Es muß ein Jeder wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Vernünftig zu handeln, ist nicht jedes Menschen Sache, Wohlthaten muß man niemandem aufdrängen, der sie nicht mag."

„Richtig, Susette," fiel die Tante ein, „da hast du nun deinen Dank. Gute Nacht, Herr Baron, wenn Sie noch länger hier verweilen wollen."

Dies war eine halbe Einladung, welche Lorberg sogleich auffaßte. „Wenn die Frau Commercienräthin mir erlauben wollen, Sie begleiten zu dürfen," erwiderte er.

Das Raubvogel-Gesicht lächelte huldvoll. „Wir haben den Bedienten unten an der Thür gelassen," sagte sie, „aber es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns die

Ehre erzeigen. — Also morgen will ich von Ihnen Bescheid haben," wandte sie sich nochmals an Seehausen, „ob ich für die Kinder sorgen soll."

„Wenn das blutende Mutterherz eine solche Trennung ertragen kann," murmelte Seehausen aus dem Kehlkopf.

„Das Mutterherz," rief die hartherzige Dame, indem sie die junge, hübsche Frau geringschätzig ansah. „Wenn's eine rechte Mutter wäre, dann freilich, aber so . . ." Sie wandte sich fort und ging der Thür zu.

„Das ist sehr hart, beste Tante," flüsterte Frau von Seehausen.

„Nicht doch, Schätzchen, du verstehst mich. Es paßt sich Alles gut hier; macht aber, was ihr wollt."

Der Hauptmann leuchtete; heimlich drückte er Lorberg's Hand, flüsterte ihm ins Ohr: „Morgen mehr!" und schob ihn der Tante nach.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück, und als er die Lampe auf den Tisch gesetzt hatte, brach er in ein ingrimmiges Hohngelächter aus. „Er hat Glück!" rief er, „Millionen Donnerwetter! ich wußte nicht, wie es anzufangen war, da führt der Satan das alte Weib her." — Sein Gelächter begann von Neuem, bis er mit heiserer Stimme hinzu setzte: „Solch ein leichtsinniger Bursche hat immer Glück, und ich sah es dem alten Drachen an, daß er ihr gefiel. Geschniegelt, gewichs't, galant, jung, ein Baron. Haha! gehangen will ich sein, wenn er nicht eingeladen

wird, ehe sie an der Hausthür sind. Und er wird kommen, er wird sich nicht lange bitten lassen, aber wart — wart!"

Er sah nach dem Fenster hin, wo die junge hübsche Frau stand und nach der Straße hinab sah. „Nun, Flora, was sagst du dazu? Ein angenehmer Plan von dieser edlen Verwandten, uns unsere Kinder abzunehmen! Verfluchte alte Hexe! aber es geht von deiner rothhaarigen, liebenswürdigen Schwester aus."

„Lieber Seehausen," erwiderte die junge Frau, „ich kann mich noch gar nicht fassen, so erschrocken wie ich bin, aber Susette meint es gut."

„Zum Henker mit ihrer Güte!"

„Du weißt nicht, weißt noch nicht," fuhr sie schüchtern fort.

„Was weiß ich nicht?"

„Was sich ereignet hat."

„Was hat sich ereignet?"

„Etwas sehr Freudiges."

„Was?" schrie Seehausen. „Hat sie sich etwa verlobt?"

„Die Tante?"

„Gans, deine Schwester!"

„Gott bewahre! aber . . ."

„Was aber — rede!"

„Die Tante — sie hat — du wirst dich wundern — mir ist es in alle Glieder gefahren."

„Mein Engel" sagte der Hauptmann, „bringe mich nicht um! Möchte sie selbst zum Teufel gefahren sein, so wollte ich ihr glückliche Reise wünschen und Freudenthränen nachweinen. Worüber soll ich mich aber wundern? Ich wundere mich über nichts, über gar nichts!"

„Sie hat gewonnen," sagte Flora. „Ein Prämienschein ist heute bei der Ziehung herausgekommen. Neunzigtausend Thaler hat sie gewonnen!"

Trotz seiner Versicherung, sich über nichts zu wundern, saß der Hauptmann wie erstarrt da. Plötzlich aber hob er seine Faust auf und schlug mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß Lampe, Glas und Wasserflasche wackelten und tanzten. Das schwarze Stück Brod machte einen Satz gegen seine Hand; er nahm es, warf er gegen die Wand und lachte wie ein Toller dazu. — „Wo ist Gerechtigkeit!" schrie er, indem sich sein Gesicht verzerrte. „Wo ist ein Gott im Himmel! Neunzigtausend Thaler! Wer hat das gesagt, wer?"

„Susette hat es mir gesagt und mich gebeten — das ist es ja, deßwegen hat sie so dringend gebeten, daß die Tante die Kinder erziehen lassen möchte."

„Ist es möglich!" murmelte Seehausen, die Augen starr auf die Wasserflasche richtend. „Ehrliche Menschen kommen zu nichts, mögen anfangen, was sie wollen, nichts! Verfluchte alte Hexe! sie, die so viel schon hat,

ohne Gewissen, ohne Menschenliebe!" — Er schüttelte den dicken Kopf mit voller Gewalt.

„Susette meint, wir sollen uns nicht besinnen, die Tante würde dann mehr thun. Du solltest irgend ein ordentliches, ehrliches Geschäft anfangen und sie bitten, dir Geld dazu vorzustrecken."

„Schweig still!" schrie er voller Zorn, und die kleinen Augen funkelten sie wüthend an. „Ein ehrliches Geschäft! Nichtswürdiger Gedanke! Bist du so dumm, um nicht einzusehen, wo sie hinaus wollen? Die Kinder erziehen, oho! wir können arbeiten. Du kannst Schuhe einfassen, Hemden nähen, im Kramladen stehen, Cigarren verkaufen oder Lumpen!" — Er lachten wild auf. — „Den Schacher, den verstehen sie. Wenn ich schachern könnte, haha! ich könnte noch zu Gnaden kommen. Aber Rache will ich, Rache! Er soll uns rächen! Er wird ihr den Lohn geben."

„Was meinst du? Welchen Lohn? Was können wir thun?"

Seehausen strich sich höhnend über den struppigen Bart. „Wir wollen es abwarten," sagte. „Er wird sich schon einschmeicheln, und es wird ihm glücken. Er muß, denn er kann nicht anders, das Messer steht ihm selbst an der Kehle. Bin ich ein Lump, dem sie kein Wort glaubt — ihm wird sie glauben, bis ihr die Augen übergehen!"

Mit ängstlichen Blicken betrachtete die junge Frau

ihren Mann. „Mein Gott!" sagte sie, „meinst du den Cousin? Was ist mit ihm?"

„Oho!" lachte er boshaft, „dir gefällt er auch. So ein glatter Bursche hat alle Weiber im Sack. Nun siehst du, mein Engel, so wird's ihm auch da drüben glücken. Er wird der alten Hexe das Blut abzapfen!"

Das Blut abzapfen! Wie kannst du so schrecklich spaßen?"

„Ernst! Ernst!" nickte der dicke Kopf. „Ihr Blut! ihren Lebenssaft! Gans, verstehst du nicht, ihr Geld, ihren Mammon! Bis auf den letzten Tropfen."

„Ich denke, er ist reich?" fragte sie erstaunt.

„Aber wir," sagte Seehausen, seinen Gedanken folgend, „wir müssen ihn festhalten. Verflucht, daß er sie hier treffen mußte! ich hätte vorher einen Pact mit ihm abgeschlossen. Aber ich habe ihn am Strick! Ich denke, ich habe ihn!"

Sein Gesicht heiterte sich auf, und eben erschien das alte Weib mit den Schüsseln und Näpfen, die alles enthielten, was von Huhn und Salat übrig geblieben war.

„Alte Dörthe!" schrie der Hauptmann, „du bist die Gescheidteste von uns allen. Du sorgst fürs Reelle, alles Andere ist Lumperei! Hieher auf den Tisch damit! Mein Engel, hole die Weinflasche dort aus der Ecke, Keiner soll uns mehr stören. Und wenn Papst und Kaiser kämen, sie blieben draußen.

Mit wiederkehrender Laune rückte er an den Tisch und lud seinen Engel ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Die junge Frau hatte nichts dagegen, und bald saßen beide einträchtig beisammen.

„Nimm diesen vortrefflichen Flügel, Gattin," lachte Seehausen, indem er ihr ein Bratenstück vorlegte, „und labe dich daran. Mit der Morgenröthe fliegst du hinüber zu dem alten schändlichen Weibe und zeigst ihr, was eine Mutter aus dem Volke ist. Wir lassen uns unsere Kinder nicht von dem blutenden Mutterherzen reißen. Nicht um alle Schätze Indiens, nicht um eine Million, nicht um die neunzigtausend Silberlinge, die dieser alte Satan verruchter Weise eben eingesackt hat."

„Aber wir werden dann gar nichts bekommen," antwortete Frau von Seehausen.

„Trinke unbesorgt diesen Trank der Labe, mein Engel, und stille deine Schmerzen. Wir werden belohnt werden für unser Dulden. Wenn dieser edle Vetter seine Hochzeit hält, werde ich einen goldenen Kranz auf deine Locken drücken."

„Hochzeit hält?" fragte sie verwundert.

„Allerdings, und wie ich erwarte, sehr bald. Er wird die Zeit nicht erwarten können vor leidenschaftlicher Sehnsucht nach der reizenden Braut."

„Welcher Braut, Seehausen?"

„Hast du denn ein Brett vor dem Kopf?" schrie er sein

Hohnlachen unterbrechend. „Unser vielgeliebter Schwager soll leben und das liebliche Susettchen, dieser Goldvogel, dessen Haupt sogar in Gold getaucht ist.“

Die junge Frau stieß nicht an. Sie ließ die Gabel auf den Teller sinken und sagte überrascht: „Das ist seine Absicht?“

„Darum ist er hergekommen und hat uns die hohe Ehre angethan, hier herauf zu steigen in den Tempel unseres Glückes. Wenn er nicht müßte, er würde sich lieber die Beine verstauchen, und wenn er dieses reizende Susettchen nicht dringend nöthig hätte, er verbrennte sich die Hände bis an den Ellbogen, ehe er sie ihr reichte.“

„Aber ist er denn nicht reich?“

„Reich, reich! Was bist du für eine Gans, mein Engel! Wenn er reich wäre, wenn nicht Alles durchgebracht wäre, würde der Freiherr Lorberg die alte Hexe nicht mit seinem Handschuh anfassen, statt ihr den Arm zu bieten und sie nach Hause zu führen. Er ist von altem Adel,“ setzte er, den dicken Kopf aufrückend, mit Selbstgefühl hinzu, und das ist doch immer was anderes, als Geld zusammenschachern. Unglücklicher Weise hat er keine Aussichten mehr, eine reiche Erbschaft zu machen. Wenn's das noch wäre, oho! so triebe er es weiter so fort, allein es ist aus damit, alles aus. Das junge Hähnchen hat's nicht gedacht, und sein Vater, der alte Hahn, war so sicher auf Ueberfluß an Futter, daß er, was er hatte, ausstreute,

wer mit essen wollte. Plötzlich aber brach der Hühnerstall zusammen, und er fiel in den Mist, haha! bis über die Ohren in den Mist."

Sein boshaftes Gelächter und der dicke Kopf mit den kleinen funkelnden Augen waren so abscheulich, daß die junge Frau sich abwandte und mitleidig sagte; „Wie kannst du darüber so häßlich lachen?"

„Höre zu, ich will's dir erzählen," lachte Seehausen weiter. „Der alte Lorberg war ein Verschwender, so gut wie dieser hier, aber er dachte, was schadt's, der Junge wird doch einmal genug bekommen. Sein nächster Verwandter war der Herr von Feldheim, der hatte von einem beiderseitigen Oheim große Güter und das ganze große Vermögen geerbt mit der Bedingung, daß, wenn er keinen männlichen, rechtmäßigen Erben hinterließe, das gesammte Gut auf die Lorberg übergehen sollte. Feldheim war überdies reich genug und war mehr als vierzig Jahre alt geworden ohne Weib; aber Alter schützt vor Thorheit nicht, daran hatte der kluge Lorberg nicht gedacht. Verstehst du nun, mein Engel?"

„Wahrscheinlich heirathete Feldheim."

„Richtig! Als er Fünfzig auf dem Nacken hatte, kam es ihm an. Der alte Lorberg glaubte Geld und Gut schon in der Tasche zu haben, plötzlich kriegte er eine Verlobungskarte, und aus war's mit aller Freundschaft."

„Das kann ich denken!" erwiderte die junge Frau, selbst darüber erzürnt. „Es war eine Schändlichkeit."

„Pfui!" sagte Seehausen eifrig, an einem Hühnerknochen nagend, „wie kannst du die heiligen Gefühle der Natur verdammen? Jeder Wurm sehnt sich nach Liebe. Die Habgier dieses alten Lorberg wurde gerechter Weise bestraft und eben so seine Verschwendung, denn er saß in Schulden, und da die Feindschaft immer mehr zunahm, verlangte Feldheim ein Capital zurück, das er früher an Lorberg geliehen hatte. Das gab ihm den Rest."

„Das war schlecht und gemein," sagte die junge Frau. „Wer möchte so an einem Freunde und Verwandten handeln?"

„Freundschaft! Verwandtschaft! hoho, Schnickschnack!" schrie der Hauptmann. „Freundschaft hört auf, wo der Schaden anfängt. Der Henker hole Freunde und Verwandte, die mich um mein Geld bringen wollen! Die alten Freunde sahen sich nicht mehr an, und als die junge Frau von Feldheim einen Knaben gebar, war's vollends aus, obwohl das Kind bald darauf wieder starb."

„Das war Gottes Gerechtigkeit!"

„Meinst du?" grins'te er sie an. „Gut, mein Engel, du sollst Recht haben, aber es ist eine sonderbare Sache zuweilen mit Gottes Gerechtigkeit. Zwei Jahre darauf war wieder ein Junge da, und dieses Mal starb er nicht,

obwohl ihm der alte Lorberg Tod und Pestilenz an den Hals wünschte.“

„Und der lebt noch?“ fragte Frau von Seehausen in einem höchst vorwurfsvollen Tone.

„Freilich lebt er und hat nicht die geringste Lust zum Sterben. Er wurde von jung auf bewahrt, als sollte er alle Tage vergiftet werden. Die Alten zogen gleich mit ihm fort. Erst auf ihre Güter, dann an den Rhein, zuletzt ins südliche Frankreich und nach Italien. Die Mutter ist da gestorben, aber der Junge hat sich erholt. Er sollte an der Brust leiden, darum lebten sie fast immer auswärts, kamen selten und immer nur auf kurze Zeit hieher. Eben ist er wieder da, der alte ausgetrocknete Bursche.“

„Es muß ein abscheulicher Mensch sein!“ sagte Frau von Seehausen verächtlich.

„Ein schmieriger, schäbiger Kerl,“ antwortete der Hauptmann. „Ein geiziger, elender Schelm, der, oho! es soll mich nicht wundern!“

„Was soll dich nicht wundern?“

„Wie ich hörte, daß er hier sei, habe ich an ihn geschrieben, ihm meine Dienste angeboten, noch keine Antwort bekommen. Ein schlechtes Subject, Engel, ohne alle Achtung und Mitgefühl! Aber wart, laß ihn sein, wie er will! stoß an auf diesen Lorberg, er soll uns bringen, was uns fehlt.“

Seehausen schenkte den Rest des Weines in sein Glas und bemächtigte sich dessen, was noch an Speise vorhanden war. „Geld! Geld! und verflucht mögen sie alle sein!“ lachte er aus dem Kehlkopf, indem er die hübsche Frau umarmte und an ihr Glas anstieß.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagen befand sich Herr Jakob Wolf wiederum in seinem Comptoir, und wieder stand er hinter dem Zahltisch, die linke Hand auf seine Papierscheere gestützt, die rechte in die Seite gestemmt; aber es war dieses Mal kein Gegenstand seines Schreckens oder seiner Grobheit vorhanden, auch sah der Agent so dienstfertig ergeben und ausnehmend höflich und freundlich aus, daß man nicht zweifelhaft sein konnte, der gegenwärtige Besuch mußte ihm ein angenehmer sein.

Er richtete seine kecken Augen mit einem gewissen Anstrich von Demuth auf einen alten Herrn, der auf dem Sopha mit den gelben Nägeln saß, und mit derselben Biegsamkeit neigte er sich gegen den Stuhl hin, welchen Richard von Lorberg inne gehabt, auf welchem jetzt jedoch ein anderer junger Mann Platz genommen hatte. Der alte Herr besaß kein ganz gewöhnliches Gesicht. Er war außerordentlich mager und schmal mit hohlen Backen, hoher falti-

ger Stirn, einer fein geformten dünnen Nase und großen kalten Augen, die sich langsam unter den langen Augenlidern bewegten. Sein langer Hals stak in einem weißen Halstuche, an dem feingefälteten Jabot blitzte ein großer Stein, und aus dem Aermel seines blauen Fracks reckten sich schmale Hände mit außerordentlich langen, dünnen Fingern, welche er auf die Sophalehne gelegt hatte.

Der alte Herr sah aus wie ein geborener Aristokrat, voller Würde und Ruhe, im vollen Bewußtsein seines Werthes. Während er mit dem Agenten über Geldgeschäfte verhandelte und ihm Aufträge ertheilte, drehte er einige Male den ganzen Körper steif und langsam nach dem Stuhle hin, auf welchem der junge Mann saß, als wollte er sich überzeugen, ob dieser auch noch vorhanden sei. Dies war allerdings der Fall, dagegen eben so gewiß, daß der junge Herr keinen sonderlichen Antheil an den Dingen nahm, welche hier verhandelt wurden. Er hielt seine Füße gekreuzt, drückte gegen die hohe Lehne des Stuhls seinen Kopf und stützte ihn mit der Hand, welche er halb über sein Gesicht deckte. Dieses Gesicht machte es unzweifelhaft, daß der alte Herr sein Vater sei; allein was dort verzogen, faltig und geschärft war, erschien bei ihm rund, fein und glatt. Statt des hohen, spitzen Schädels, auf welchem der alte Herr sein spärliches Haar künstlich zusammengekämmt hatte, fiel seinem Sohne eine reiche dunkelbraune Flut bis in den Nacken nieder. Unter einer schön geform-

ten Stirn blitzten ein paar stolzblickende Augen, und um die feinen Lippen lag ein Lächeln, das den kleinen, kurzathmenden Agenten hinter dem Zahltische zu verspotten schien, der mit echter Börsenjobber-Manier allerlei gute Papiere und Course anpries. Vielleicht aber waren die Gedanken des jungen Herrn ganz wo anders, und eben deßwegen hafteten seine Blicke so starr auf Jakob Wolf.

Nach einiger Zeit zog er seine Uhr aus der Tasche, warf einen schnellen Blick darauf und steckte sie wieder ein.

„Nur noch ein paar Minuten, Hermann," sagte der alte Herr, „ich bin gleich fertig mit dem Herrn Wolf."

„Die jungen Herrn," rief der grobe Wolf, „haben keine Zeit, wenn die Rede ist von nützlichen Geschäften."

„Nennen Sie das, was sie thun, ein nützliches Geschäft?" fragte der junge Mann, noch schärfer lächelnd.

„Warum soll es nicht nützlich sein, die Welt mit Geld zu versorgen?" erwiderte der Agent, den schwarzen Haarbusch schüttelnd. „Was wäre die Menschheit ohne Geld? Was würde geschehen, wenn es kein Geld gäbe?"

„Wenn Sie denen Geld verschafften, die nichts haben, und es denen abnähmen, die zu viel davon besitzen, würden Sie allerdings ein sehr nützliches Geschäft treiben," war die Antwort.

„Hören Sie zu, Herr von Feldheim, was der Herr Sohn für eine weise Lehre aufstellt!" schrie Jakob Wolf. „Es ist weise gesprochen, wie Salomo, aber der Herr Vater

wird es nicht acceptiren, und der Herr Sohn würde das nützliche Geschäft gleich aufgeben, wenn da kämen die verschiedenen Herren Verwandten und sprächen: unsere Taschen sind leer, laß uns theilen."

Der alte Herr hob seine Augen langsam auf und ließ sie auf dem Agenten ruhen. „Ich denke, wir haben erst vor Kurzem ein solches Beispiel gehabt," sagte er.

„Der junge Herr sieht nicht aus, als wollte er sich nehmen lassen, was sein ist," erwiderte der Agent.

Herr von Feldheim betrachtete wohlgefällig seinen Sohn. „Er ist groß geworden," sagte er.

„Beinahe so groß wie der Herr Vater und wird ein langes, langes Leben erreichen, zu aller Menschen Freude.

Der Agent lächelte pfiffig, als bezweifelte er, daß dies allen Menschen Freude machen werde; da aber seine Vertraulichkeit unbeachtet blieb, fügte er hinzu: „Der junge Herr muß jetzt neunzehn Jahre alt sein."

„Beinahe, erwiderte Herr von Feldheim; aber, was ich fragen wollte, Herr Wolf, Sie kennen ja wohl den Hauptmann Seehausen?"

„Ob ich ihn kenne!" nickte der schwarze Haarbusch, „mehr als zu gut kenne ich ihn."

„Er hat sich vor einigen Tagen wieder einmal an mich gewandt und mir Briefcouverts zum Kauf angeboten."

„Es ist eine neue Art Industrie," lachte der Agent, „er hat sie in diesem Jahre angefangen, weil's mit der alten

nicht mehr recht geht. Es ist ein rares Talent, der Herr Hauptmann, und Talente soll man unterstützen, gnädiger Herr. Er verkauft seine Couverts an alle Menschenfreunde, die einem unglücklichen Familienvater helfen wollen, für den billigen Preis von zwei und drei Thaler das Hundert. Und es glückt, Herr von Feldheim. Man sollte nicht glauben, wie viel Mitgefühl und Menschenliebe noch immer in der Welt ist."

„Dummheit!" sagte der alte Herr.

„Man kann's nennen, wie man will," erklärte Jakob Wolf, „was fragt der Hauptmann danach! Er kauft das Hundert Couverts für fünf oder sechs Groschen und macht ein schönes Geschäft dabei."

„Eine schaamlose Betrügerei!"

„Es ist die ärgste nicht, die begangen wird!" lachte Jakob Wolf. Ich habe ein Gefühl für diesen Hauptmann, der hätte werden können ein großer Geschäftsmann. Immer voll Pläne, immer voll Speculation und niemals verlegen um die Mittel."

„Um zu betrügen."

„Aber niemals die Armen, immer die Reichen und die Hohen; kein Armer ist je durch ihn um etwas gekommen, und den hohen Herrschaften hat er Vergnügen gemacht. Da ist kein König und kein Fürst in Europa und keine Kaiserin und keine Prinzessin, die nicht alle Jahre von ihm

einen Geburtstagsbrief mit den allerschönsten und allerunterthänigsten Glückwünschen empfangen hätte."

„Und davon hat er gelebt?"

„Gelebt und die ganze Familie ernährt und seiner hübschen Frau neue Kleider gekauft und guten Wein getrunken, wovon er ein Freund ist, denn er ist ein Mann von gutem Geschmack."

„Das ist erstaunenswerth!" sagte der alte Herr.

„Warum?" fragte Jakob Wolf. „Der Hauptmann hat besondere Vorzüge zu dem Geschäft. Er ist Officier gewesen, und von Adel ist er auch. Einem adeligen Herrn helfen die Herrschaften wohl in der Noth. Aber in der letzten Zeit ist das Geschäft schlechter geworden, weil die Concurrenz zunimmt."

„Man sollte nicht glauben," sagte Herr von Feldheim, „daß es viele solche Industrie-Ritter geben könnte."

„Ich bin gewiß," versicherte Wolf, „daß in dieser Stadt allein wenigstens ein halbes Dutzend Familien davon leben und daß es ihnen wohl geht dabei."

„Aber die Fürsten . . ."

„Gott, die Fürsten, was wollen die Fürsten!? Sie werden gezupft und gerupft von allen Seiten. Ein Privatmann kann seine Tasche und sein Herz zuschließen, ein Fürst muß geben und geben und wird betrogen und wieder betrogen, weil er nicht selbst kann sehen und hören."

„Ich habe den Brief nicht beantwortet," sagte der alte

Herr nach einem augenblicklichen Schweigen; „es wird jedoch am besten sein, wenn man die Polizei auf dieses Treiben aufmerksam macht."

„Das wirst Du nicht thun, Vater!" antwortete Hermann von Feldheim, indem er aus seiner bisherigen Theilnahmlosigkeit zu erwachen schien.

„Und warum nicht, mein Sohn?"

„Jeder fege vor seiner Thür," versetzte der junge Mann gleichgültig, den Kopf zurückwerfend.

„Und immer ist es besser, Couverts zu verkaufen für den zehnfachen Preis und hohe Herren zu gratuliren," fiel der Agent ein, „als es zu machen wie andere Leute, die von Schulden leben, verschwenden, spielen und wetten, reiten, kutschiren und jockeyen, bis der Bankerott vollständig ist."

Der alte Herr heftete seine langsamen Augen auf den Agenten und sah ihn forschend an. „Oh," sagte er darauf, die hohlen Falten auf den Backen zu einem Lächeln verziehend, „Sie sprechen von einem anderen unserer lieben Verwandten. Ich habe schon Einiges von ihm gehört. Ist er bei Ihnen gewesen?"

„Ganz vor Kurzem erst, gnädiger Herr."

„Was wollte er?"

„Was kann er wollen als Geld?"

„Sie gaben ihm nichts?"

„Wie könnte ich ihm Geld geben, der da ist ein Bettler?"

„Wie viel wollte er?"

„Fünftausend Thaler."

Der alte Herr schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit seinem leisen Lächeln: „Geben Sie es ihm."

„Wollen Sie ihm wiederum die Mittel geben," fragte Jakob Wolf, seinen schwarzen Haarbusch schüttelnd, „noch eine Zeit lang Mitglied zu sein vom Jagdclub und vom Jockeyclub?"

„Es muß übel mit ihm stehen," erwiderte der alte Herr bedächtig.

„Er soll Schulden bezahlen, Ehrenschulden, und die Ehre fliegt zum Fenster hinaus."

„So müssen wir ihm helfen, sie zu halten."

„Es ist vorbei mit ihm, gnädiger Herr. Eine Obligation von ihm ist nicht werth so viel ..." Jakob Wolf blies über seine flache Hand.

„Nehmen Sie Wechsel," erwiderte Herr von Feldheim. „Auf vier Monate oder sechs Monate, oder auch länger."

„Was ist ein Wechsel, worauf eines Bettlers Name steht!" schrie der grobe Wolf ärgerlich.

„Du wirst ihm kein Geld geben, Vater," ließ sich hier wiederum der junge Herr von Feldheim hören, indem er von Neuem seine Bewegungslosigkeit aufgab.

„Du wünschest es nicht?" fragte der alte Herr. „Warum nicht, mein Sohn?"

„Weil man einen Verschwender nicht unterstützen muß."

„Es ist ein Verwandter," sagte Herr von Feldheim sanftmüthig, „und überdies sind die Verhältnisse zu bedenken."

„Auch darum nicht, Vater," unterbrach ihn der junge Mann, „weil wir mit diesem Lorberg nichts zu thun haben dürfen."

Bei seinen letzten Worten wurde die Thür ziemlich ungestüm geöffnet, und mit dem Hut auf dem Kopfe in seiner kecken unbesorgten Weise, trat Richard von Lorberg herein. Im ersten Augenblicke schien er die Anwesenden kaum zu bemerken. „Guten Tag, Herr Wolf!" rief er dem Agenten zu. „Wann haben Sie Zeit für mich?"

„Sogleich, Herr Baron," erwiderte der Geschäftsmann. „Bleibt es also bei Ihren Aufträgen, Herr von Feldheim?"

Bei diesem Namen verschwand das übermüthige Lachen aus dem Gesicht des jungen Edelmannes. Er wandte sich gegen das Sopha um; der alte Herr stand auf und verneigte sich, aber Richard von Lorberg erwiderte diese Höflichkeit nicht.

„Sie haben den gnädigen Herrn gewiß lange nicht gesehen," sagte Jakob Wolf mit seiner unverschämten Vertraulichkeit, als Lorberg die stumme Scene damit beendete, daß er seinem Verwandten den Rücken zukehrte.

„Nein," erwiderte er, „auch — empfinde ich kein Verlangen danach. Befördern Sie Ihre Angelegenheiten, Herr Wolf," setzte er rasch hinzu, als er sah, daß Jakob

Wolf grimmig den Kopf über den Zahltisch streckte, „damit wir zu den meinigen kommen.“

„Was kann ich thun für Ihre Angelegenheit,“ schrie der Agent so grob als möglich, „wenn Sie beleidigen wollen diejenigen . . .“

„Bitte, Herr Wolf,“ fiel der alte Herr ein, „ich halte mich nicht für beleidigt; wäre dies selbst auch beabsichtigt, so würde ich es gern vergeben.“

„Ich bedarf Ihrer Vergebung nicht, Herr von Feldheim,“ sagte Lorberg mit stolzer Kälte.

„Vergebung bedürfen wir alle,“ erwiderte der alte Herr mit derselben Sanftmuth.

„Die Sünder! die Heuchler aller Art!“ rief Richard von Lorberg.

Der alte Herr senkte seine langsamen Augen nieder und schien einer weiteren Fortsetzung dieses ärgerlichen Auftrittes sich entheben zu wollen; er griff nach seinem Hute. Allein sein Sohn war nicht derselben Meinung. Ohne von dem Stuhle aufzustehen, oder seine nachlässige Stellung aufzugeben, sagte er: „Wenn Sie meinen Vater beleidigen wollen, so wenden Sie Sich an mich. Ich werde Ihnen Rede stehen.“

Der Freiherr betrachtete geringschätzig den neuen Gegner, der seine Augen auf ihn richtete. „Sie würden wohl thun,“ sagte er dann, „dem weisen Beispiele Ihres Herrn Vaters zu folgen und zu schweigen.“

„Man schweigt allerdings da am besten, wo Reden nichts fruchtet," erwiderte der junge Mann mit derselben Ruhe. „Es gehört jedoch geringer Muth dazu, gegen einen Greis den Ritter zu spielen."

„Die Adern schwollen auf Lorberg's Stirn. „Kindern und Weibern verzeiht man ihr Geschwätz!" sagte er verächtlich.

„Man kann sehr alt und doch sehr wenig verständig sein," versetzte Hermann von Feldheim.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts, Herr von Lorberg, was Sie verwundern könnte."

„Das wird sich finden, wenn Sie Sich deutlicher erklärt haben."

Der alte Herr eilte mit wankenden Schritten, aber so rasch es ihm möglich, auf seinen Sohn zu und legte seinen Arm um ihn, als wollte er ihn schützen. „Mein Sohn hat Sie nicht kränken wollen, Herr von Lorberg," sagte er zitternd vor Besorgniß. „Nur eine allgemeine Wahrheit sprach er aus, weiter nichts. Ich bitte Dich, Hermann, so ist es. Nicht wahr, so ist es?"

Der junge Mann stand auf, und indem er seines Vaters Hand ergriff, sagte er: „Ich werde niemals dulden, daß in meiner Gegenwart etwas geschieht, was mir mißfällt."

„Es ist nichts geschehen, es ist Niemand beleidigt," fiel

der alte Herr ein. „Laß uns gehen, Hermann. Leben Sie wohl, Herr Wolf, leben Sie wohl!"

Er schob seinen Arm unter den Arm seines Sohnes und führte ihn hastig fort. Der Agent eilte dienstfertig Beiden nach. — „Soll ich nehmen, wie Sie befohlen haben?" fragte er.

„Nehmen Sie! ja wohl, nehmen Sie!" sagte der alte Herr, und den Kopf im Nacken, ohne einen Blick auf Richard von Lorberg zu werfen, kehrte Jakob Wolf hinter sein Gitter zurück, wo er an seinem Pulte Papiere und Briefe zusammenraffte und dabei plötzlich unverschämt an zu lachen fing.

Lorberg stand mit verschränkten Armen an dem Zahltisch, er sah ärgerlich und verlegen aus. „Warum lachen Sie so schrecklich, tugendhafter Wolf?" fragte er.

„Weil ich mich freue über den männlichen Muth dieses Jünglings, der seinen Vater vertheidigt."

„Der gichtbrüchige Sünder flüchtete den Jungen in seinen Schooß, als sei er eine Taube, die der Geier zerreißen will!" rief Lorberg höhnend.

„Vielleicht hat er Recht, bei Gott, er hat Recht!" schrie Jakob Wolf, indem er den schwarzen Haarbusch heftig wackeln ließ.

„Möglich, Herr Wolf! Am guten Willen dazu fehlt es mir nicht."

„Pfui!" rief der Agent, „ich kann's nicht hören. Wie

können Sie Gottes Gebote so verlästern? Die Hand aufheben zu wollen gegen die Hand, die Sie fassen und halten müßten!"

„Lieber des Satans glühende Hand," lachte Richard verächtlich, „als die Hände dieses Vaters und dieses Sohnes. Aber fort mit beiden und zu etwas Erfreulicherem, tugendhafter Wolf. Ich habe Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen."

„Haben Sie das große Loos gewonnen?"

„Noch nicht, aber ich denke es in der Tasche zu haben."

„Gratulire, Herr Baron, gratulire!"

„Dank Ihnen, theuerster Freund; doch um ganz sicher zu gehen . . ."

„Brauchen Sie Geld!" fiel Jakob Wolf ein.

„Richtig, Geld! und somit bringe ich nochmals verwegen in Ihre Höhle und frage, ob Sie geneigt sind . . ."

„Ob ich geneigt bin?" unterbrach ihn der Agent. „Es könnte sein, daß ich geneigt wäre, aber — wenn Sie das große Loos nicht gewinnen?"

„Seien Sie ohne Sorge, ich werde es gewinnen." — Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er unter erneutem leichtsinnigem Lachen: „Sie sollen Alles wissen, Wolf. Ich habe gethan, was Sie mir riethen."

„Ich wußte es vorher!"

„Nun gut, ich war bei dem Hauptmann. Ein würdiger Mann, ein liebenswürdiger, schwer verleumdeter Mann." —

Er warf sich in den Stuhl, auf welchem Hermann von Feldheim gesessen hatte, sprang aber eben so schnell wieder auf, stieß ihn fort und nahm einen anderen. Dann legte er den rechten Fuß über sein linkes Knie und begann eine humoristische Erzählung seiner gesammten Abenteuer, die sehr lange dauerte und welche Jakob Wolf nicht ohne Vergnügen anhörte. Zuweilen wackelte der ganze schwarze Haarbusch, und er selbst legte sich über den Zahltisch und wieherte vor Lustigkeit; als aber die Commercienräthin auf dem Schauplatz erschien, öffneten sich die dicken Augen immer weiter, und endlich empfand er ein Gefühl von Bewunderung vor dem jungen Verschwender, das sich bis zu zärtlichen Blicken verstieg.

„Bei Gott!" rief er aus, „die Schrift hat Recht, die da sagt: der Herr ist mit seinen Auserwählten. Sie brachten sie also nach Haus, was geschah weiter?"

„Nun, Sie können denken, daß ich zum Besuch eingeladen wurde."

„Und Sie haben gemacht Ihren Besuch? Aber es versteht sich von selbst, schon am nächsten Vormittag."

„Richtig, salomonischer Wolf, und seit dieser Zeit bin ich schon zwei Mal dort gewesen, mich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen und dem Fräulein ein Buch zu bringen."

„Ein feines Haus, ein würdiges Haus, feine Leute, noble Leute!" sagte Jakob Wolf. „Doch wie steht's mit dem Fräulein?"

„In Wahrheit, würdigster Freund," erwiderte Richard von Lorberg, „dieses Haus ist weder fein gebaut noch besonders — wie soll ich sagen — fein möblirt oder mit anziehenden Eigenschaften versehen, das heißt mit Ausnahme der wunderbar anziehenden Eigenschaft, die Nichte dieser Tante zu sein."

„Mein lieber Herr Baron," antwortete Jakob Wolf, die dicken Lippen spottsüchtig aufwerfend, „schweigen Sie darüber wenigstens bis nach der Hochzeit. Ich sage Ihnen, es kommt nicht darauf an, wie Ihnen die Braut gefällt sondern einzig und allein, wie Sie ihr gefallen."

„Sie sind ein Mann von unverwüstlicher Aufrichtigkeit," lachte Lorberg ausgelassen, „aber im Grunde haben Sie Recht, und daher beruhigen Sie Sich auch darüber. Es geht Alles in bester Ordnung. Nächstens werde ich einem Familienfeste beiwohnen, Susettchens Geburtstage; heute führe ich die Damen in die Oper."

„Das gefällt mir! das gefällt mir!" rief Jakob Wolf, seine Hände reibend.

„Geld ist mir nöthig, das sehen Sie ein."

„Sie sollen Geld haben," erwiderte Wolf, „aber . . ."

„Kein Aber, keine Moral, tugendhafter Wolf, sondern fünftausend Thaler."

„Fünftausend," wiederholte der Agent, und der schwarze Haarbusch nickte dazu.

„Wahrhaftig! Was soll ich dagegen thun?"

„Sie geben mir Wechsel."

„Mit Vergnügen. Sechstausend?"

„Fünftausend," versetzte Jakob Wolf, indem er sich in die Brust warf. „Auf sechs Monate oder auf neun Monate oder auf ein Jahr, wie es Ihnen beliebt."

Richard von Lorberg sah ihn erstaunt an, plötzlich aber schien ihm etwas einzufallen, das ihn ernsthaft machte. „Ist es Ihr eigenes Geld, das Sie mir so großmüthig anbieten?" fragte er.

„Mag's kommen, woher es will," erwiderte der Agent. „Es kann Ihnen gleichgültig sein."

„Nicht ganz, denn . . ." Lorberg hielt inne. „Es mag Thorheit heißen, es zu denken," sagte er, „aber geben Sie mir Ihr Wort, daß nicht etwa — nun, ich meine, daß dieser Feldheim . . ."

„Was thue ich mit dem Wort, nehmen Sie das Geld!" unterbrach ihn Jakob Wolf.

„Zunächst beruhigen Sie mich darüber."

„Es ist unvernünftig!" schrie Wolf. „Es ist kein Talent darin, solchen Haß in sich zu tragen gegen einen Mann von solchem Werth."

„Schweigen Sie!" erwiderte Richard mit so zornigen Blicken, daß Jakob Wolf verstummte. — „Nicht daß dieser Mann mich durch seine Heirath in alten Tagen um eine Erbschaft brachte," fuhr er ruhiger fort, „sondern wie er meinen Vater behandelte und zu Grunde richtete, das ist

die Ursache, daß ich ihn hasse und verachte. Mein Vater war ein Mann von strenger Ehre. Feldheim hatte ihm feierlich zugeschworen, daß alle Gerüchte über seine Absichten alberne Lügen seien, als aber dennoch die Wahrheit sich ergab, wurde mein Vater wieder umheuchelt und umschmeichelt, mit Versprechungen und Freundschaftsbetheuerungen überschüttet, bis jener Knabe geboren wurde, da . . ."

„Nun?" fragte Wolf, als Lorberg schwieg. „Das gab der Freundschaft natürlich den letzten Stoß."

„Da wurden meinem Vater plötzlich in bedrängter Zeit von diesem Freunde und Verwandten die Capitalien gekündigt, welche er ihm geliehen. Der Elende wollte ihn verderben. Es gelang ihm nicht, das Geld wurde damals geschafft, aber mit welchen Opfern! Seit dieser Zeit war meines Vaters Leben vergiftet, er konnte nicht vergessen, was ihm geschehen. Aerger, Kummer und Sorgen nagten an ihm und begleiteten ihn bis an sein Grab."

Hier wurde der Freiherr unterbrochen, denn der Comptoirdiener trat herein und reichte dem Agenten einen Brief.

Der Agent las das Blatt, das er aus dem Couvert zog; es war von röthlicher Farbe und strömte einen feinen Duft aus.

„Diese Lectüre ist wohl sehr interessant, tugendhafter

Wolf?" fragte Lorberg, in den leichtfertigen Ton zurückfallend.

„Wundervoll!" erwiderte der kleine Mann, das Blatt zusammen legend, „aber ich sage Ihnen, Herr Baron, nehmen Sie das Geld und lassen Sie die alten Geschichten ruhen."

„Sehr gern, verehrter Freund, sobald Sie bestätigen, daß diese Feldheim nichts damit zu schaffen haben."

„Das versichere ich und verbürge mich."

„Dann schaffen Sie es mir so rasch als möglich."

„Sie können es auf der Stelle mitnehmen."

„Wie, auf der Stelle?"

„Ich zahle es Ihnen sofort," sagte Jakob Wolf, indem er an sein großes Geldspind ging.

„Geben Sie einen Wechsel her, damit ich ihn ausfüllen kann. Feder und Dinte sind hier bei der Hand."

Er zog ein Schreibzeug von der anderen Seite des Zahltisches herbei, streifte seinen Handschuh von der rechten Hand und probirte eine Feder, als Jakob Wolf von seinem Geldspind zurück rief: „Es ist kein Wechsel nöthig, Herr Baron."

„Kein Wechsel nöthig? Warum nicht?"

„Ich habe es anders überlegt."

„Ah, Sie ziehen eine Obligation vor? Meinetwegen; aber das macht Umstände, wir müssen einen Notar haben."

„Was soll ich mit einer Obligation!" schrie Wolf vom Spinde her. „Sie haben schon zu viele gemacht."

„Was wollen Sie denn also, grober Wolf?"

Der Agent kam zurück und hielt in seiner Hand eine Anzahl großer Bankscheine, welche er auf den Tisch legte. „Sehen Sie hier," sagte er, „zehn Scheine, jeder zu fünfhundert Thaler, macht zusammen fünftausend."

„Und dafür begnügen Sie Sich mit einem einfachen Schuldschein als Quittung?" fragte Lorberg erstaunt.

„Nichts von Schuldschein, nichts von Quittung!" versetzte Wolf, mit seiner dicken Hand durch die Luft fahrend. „Es ist das Eine gerade so viel werth, als alles Andere, darum will ich gar nichts nehmen. Habe ich Ihnen gegeben mein Wort," setzte er hinzu, „so sollen Sie mir geben das Ihrige, daß Sie dieses Geld zurück zahlen, sobald Sie im Stande sind, es zu thun."

Der junge Cavalier schien seinen Ohren nicht recht zu trauen, er stand einige Minuten lang regungslos und blickte den Agenten an, der seinen Arm in die Seite stemmte und sehr grimmig aussah.

„Das ist meiner Treu' eine seltsame Geschichte!" rief er dann, „die mir wie ein Märchen oder wie ein Traum vorkommt, den ich allerdings wachend erlebe. Erklären Sie mir das, Herr Wolf."

„Ich habe nichts zu erklären!" rief Jakob Wolf ärgerlich.

„Ihrem guten Herzen verdanke ich doch dieses Geld auf keinen Fall?“

„Trauen Sie mir nicht solche Thorheit zu!“ schrie Jakob Wolf, und der schwarze Haarbusch wackelte hin und her.

„Oh, ich bitte um Vergebung. Aber ich weiß Niemanden . . .“ Er sann schweigend nach.

Jakob Wolf schwieg ebenfalls, ohne sich zu rühren.

„Gut denn,“ begann Lorberg von Neuem, „ich nehme dieses Geld, weil ich muß, aber — wenn es irgend in meiner Macht steht, will ich mein verpfändetes Wort besser einlösen, als Wechsel und Schuldscheine mich dazu vermögen könnten.“

Jakob Wolf erwiderte auch hierauf nichts, er streckte nur den Zeigefinger aus und deutete auf die Scheine; bei der letzten Betheurung des jungen Edelmannes aber zuckte er mit den Schultern und grins'te diabolisch.

„Ich verstehe Ihre sprechende Pantomime,“ sagte Lorberg, „bei alledem verlassen Sie Sich darauf. Und nun nehmen Sie meinen Dank, ich werde nichts vergessen.“

Er reichte ihm seine Hand, und Jakob Wolf hielt diese fest und hob den Zeigefinger seiner Linken auf. „Seien Sie klug,“ sagte er, „handeln Sie klug, darauf kommt's an. Ich hoffe noch immer von Ihnen, was ich erlebt habe von mehr als Einem, der das Geld nicht achtete, so lange

er nichts hatte, aber ein sparsamer Mann wurde, als er zu etwas gekommen war."

„Das heißt, er wurde ein Geizhals, wie der alte Sünder, den ich aus Ihrer Höhle vertrieben habe," erwiderte der Freiherr, indem er die Scheine zusammenraffte und einsteckte. „Ich hoffe, Sie sollen noch Freude an mir erleben. Adieu denn, tugendhafter Wolf. Schwelgen Sie jetzt ungestört im Genusse des rosenfarbenen himmlischen Boten dort, und wenn Sie glücklich sind, beten Sie für mich mit."

Als er hinaus war, schüttelte Jakob Wolf eine ganze Zeit lang schweigend seinen dicken Kopf, bis er endlich aufschrie: „Was ist das für ein Mensch! Gott, das will ein Mensch sein! Nichts hat er in seiner Tasche und faßt die Scheine an, als wären es Lumpen. Es wird auch nichts mit ihm werden. Denn er wird sicherlich machen solche Dummheiten, daß die reellen Leute sich von ihm zurückziehen. — Und dennoch," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „habe ich ihm das Geld gegeben mit innerem Wohlgefallen. Es ist Unrecht an ihm begangen worden. Er hat ein stolzes Herz, das nicht nehmen will Geld von dem, der seinen Vater getäuscht und in Unglück gestürzt hat; ich glaube beinahe, ich könnt's auch nicht nehmen. Ich habe ein Gefühl davon, daß der alte Herr von Feldheim, obwohl er ist ein reicher Mann und ein vornehmer Mann, doch ist — ein schlechter Mann!" flüsterte Jakob Wolf ganz leise.

„Darum ist es mir lieb, und ich bin froh, wahrhaftig, ich bin froh, daß er das Geld gekriegt hat ohne ihn."

Bei dieser letzten Betheurung ergriff der Agent das rosige Briefchen, schlug es auf und schaute hinein, Anfangs mit wohlgefälliger Freudigkeit, welche aber bald in Kopfschütteln und Stirnrunzeln überging.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll! weiß nicht, was ich sagen soll!" rief er endlich, indem er auf das Papier schlug, „aber es kann kein Irrthum sein, denn hier steht es Schwarz auf Roth, deutlich steht es da."

Er hielt das Blatt an seine Nase und roch daran. „Es ist ein feiner Geruch," sagte er, „und sind feine Buchstaben geschrieben mit fester Hand. Woher kennt sie die Verhältnisse, woher weiß sie Alles?" — Er blickte von Neuem in den Brief und fing an halblaut zu lesen: „„Häufen Sie das Maß Ihrer Güte für mich, Herr Wolf, indem Sie die Bitte erfüllen, welche ich durch diese Zeilen an Sie richte. In dem Päckchen, welches ich Ihnen übergab, befinden sich mit anderen Geldpapieren zehn Bankscheine jeder zu fünfhundert Thaler. Herr von Lorberg sucht ein Darlehen bei Ihnen, geben Sie ihm diese zehn Scheine doch ohne Wechsel oder Quittung unter der einfachen Bedingung, zurück zu zahlen, wenn er das Geld nicht mehr bedarf.""

„Eine schöne Bedingung!" lachte Jakob Wolf. „Wahrhaftig, er wird niemals kein Geld bedürfen, aber damit

ist es noch nicht genug.“ „„Sollte Herr von Lorberg noch mehr verlangen,““ „steht hier weiter geschrieben,“ „„so übergeben Sie ihm auch den Rest der Summe, welche in Ihren Händen ist. Sie werden meine Bitte erfüllen. — Ihre dankbare Unbekannte.““

„Kein Wort soll er davon erfahren!“ schrie Jakob Wolf mit größter Energie; „denn wenn es geschähe, wäre er morgen hier und holte den Rest. Aber vielleicht wäre es das Beste,“ setzte er gelassener hinzu, „so wäre ich einen Auftrag los, mit dem ich mich nie hätte einlassen sollen.“

Er wickelte den Brief zu dem Päckchen und legte dieses wieder in sein Geldspind. Dann kam er zurück, steckte beide Hände in seine Taschen und sann vor sich hin, bis er plötzlich den Kopf in die Höhe warf und im vollen Aerger schrie: „Was geht's mich an, was verderbe ich meine Zeit damit! Wer kann sie sein? Eine zärtliche Freundin, die ihm helfen will in seiner Noth, und sie kann es nicht thun, sobald es Jemand erfährt. Was geschieht alles in der Welt! Es betrügt der Vater den Sohn, das Weib den Mann, und die da wollen die Ersten sein, stehen oft unter den Letzten, unter den Allerletzten!“

Mit dieser moralischen Betrachtung war Herr Wolf zum Abschluß gelangt und beschäftigte sich mit anderen Dingen.

Sechstes Kapitel.

Eines der schönsten und größten Häuser in der Königsstraße gehörte der Frau Commercienräthin Wittenberg, und sie bewohnte darin selbst eine prächtige Wohnung im ersten Stockwerk. Die Zimmer waren zwar nicht nach der neuesten Mode, aber doch gut und bequem eingerichtet, und obwohl der größte Theil derselben gewöhnlich nicht benutzt wurde, waren heute mehrere dieser verhängten Staatsgemächer geöffnet, die Kappen von Sophas und Polsterstühlen entfernt, die Kronen mit Lichtern besteckt und allerlei andere festliche Vorbereitungen getroffen. Fräulein Susettens Geburtstag sollte gefeiert werden. Die Frau Commercienräthin hatte einen Kreis ihrer Freunde und Verwandten dazu eingeladen, sie selbst saß mit ihrer Nichte in dem kleinen, bescheidenen Zimmer, das ihr gewöhnlicher Aufenthalt war, und berechnete vorläufig die Kosten des Abends. — Sie dachte und sorgte, wie viele reiche Leute ihrer Art. Es sollte an nichts fehlen, die

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gäste sollten sich wundern und den Glanz rühmen, aber es sollte so wenig als möglich kosten. Die Frau Commercienräthin wollte aber doch hinter Keinem zurückbleiben, denn es befanden sich unter den Eingeladenen mehrere, die ein scharfes Urtheil zu fällen wußten, und deren Diners und Soupers berühmt waren. Ueberdies war auch der Freiherr von Lorberg eingeladen, der bei Grafen und Ministern gespeis't hatte und auf Hoffesten und Galadiners gewesen war, von denen er unterhaltend zu erzählen wußte. Die reiche Witwe wollte ihm beweisen, daß er es bei ihr eben so gut haben könne, wenn nicht noch besser; sie hatte daher außerordentliche Anstalten in Küche und Keller getroffen, einem berühmten Koch ihre Aufträge ertheilt, allein sie war sehr ärgerlich über die Ausgaben.

„Was das für enormes Geld verschlingt!" sagte sie. „Die Theurung ist unverschämt, aber die Menschen sind noch viel unverschämter. Jeder nimmt, so viel er bekommen kann, und dabei stecken sie ein, was ihnen nicht gehört. Daß gut aufgepaßt wird, Susette! Daß die Schüsseln, so wie sie hinaus kommen, gleich fortgeschlossen werden! Daß mir der Wein und die Butter nicht zu sehr angegriffen werden!"

„Ich werde schon controliren, Tante," antwortete Susette.

„Ich werde es selbst thun," versetzte die Commercienräthin. „Man muß Alles zählen, Alles genau übergeben,

die Augen überall haben, und du wirst deine Augen wohl heute zu anderen Dingen brauchen."

Fräulein Susette war prächtig angekleidet, in einem sehr schweren damascirt blumigen Seidenstoffe der allertheuersten Art. Die Tante hatte ihr dieses Kleid zum Geburtstage geschenkt sammt brüsseler Spitzenärmeln und goldenen breiten Gelenk-Armbändern. Sie war daher sehr kostbar geschmückt, allein schöner war sie darum doch nicht geworden, und sie schien dies selbst zu empfinden; denn indem sie in den hohen goldigen Spiegel blickte, sagte sie mit spöttischem Anflug: „Du meinst, meine beste großmüthige Tante, ich habe heute genug zu thun, um alle deine köstlichen Geschenke zu bewundern."

Die Commercienräthin fühlte sich geschmeichelt, auch schlang Susette ihren Arm mit jugendlicher Lebendigkeit um den gelben, musculösen Hals und küßte sie trotz ihres Widerstrebens.

„Laß, laß, du unbesonnenes Mädchen!" schalt sie. „Leichtfertig wirst du bleiben, so lange du lebst. Alle Puffen an deinen Aermeln hast du zerdrückt, als ob sie kein Geld kosteten, und mein Hals dazu ist ruinirt, der ganze Puder ist abgerieben."

„Susette ließ sich von dem Schelten nicht anfechten. „Ich muß mich freuen!" rief sie mit einer neuen Liebkosung, muß dir immer wieder danken, theuerste Tante, für alles, was du für mich gethan hast und noch thust."

„Als ob dir nicht andere Leute auch schöne Geschenke gemacht hätten!“ sagte die Commercienräthin.

„Was gehen mich die anderen Leute an! Dir danke ich Alles, danke dir deine große Liebe.“

„Als ob andere Leute dich nicht auch liebten!“ fiel die Tante ein. „Was hat der Herr von Lorberg für ein prachtvolles Geschenk geschickt!“

„Sehr prachtvoll, Tante, zu prachtvoll!“ erwiderte Susette.

„Es ist nichts zu prachtvoll für dich“ sagte die Tante in stolzem Tone.

„Ich wäre mit einem Glückwunsch zufrieden gewesen,“ fuhr das Fräulein fort, „auch hätte sich dieser besser gepaßt, als ein so kostbares Album voll Aquarellen, die, wie ich glaube, sehr theuer sind.“

„Was sollte er dir schenken?“ fragte die Tante dagegen. „Schmuck oder Dinge von reellem Werth kann er nicht geben, wenigstens jetzt nicht, also gibt er eine kostbare Spielerei. Ich finde es nobel, ich finde es fein.“

„Ich finde, daß es mich in Verlegenheit setzt,“ sagte Susette; „denn was soll man davon denken, daß der Herr Baron mich derartig auszeichnet?“

„Was soll man davon denken!“ lachte die Commercienräthin. „Man wird denken, der Herr Baron scheint gewisse Absichten zu haben, und ich glaube, man irrt sich nicht.“

„Aber, Tante,“ versetzte Susette, „wenn dies in der That der Fall sein sollte, so weiß ich dennoch nicht . . .“ Sie hielt inne und schüttelte den Kopf.

„Ob du eine Partie für ihn bist?“ fragte die Commercienräthin.

„Nein, ob er eine für mich ist, denn ich habe gehört . . .“

„Was hast du gehört?“

„Was erschrecken könnte.“

„Ist er etwa verheirathet?“

„Nein,“ lachte Fräulein Susette.

„Oder etwa schon versagt, verlobt?“

„Ich glaube nicht.“

„Oder hat er zärtliche Bekanntschaften? Gott, Kind, das ist die Vergangenheit. Danach muß man bei einem Manne, wenn man ihn heirathet, nicht fragen.“

„Auch davon habe ich nichts gehört, Tante.“

„Also, was hast du denn Schreckliches gehört?“

„Er soll viele Schulden haben.“

Wahrscheinlich gegen alle Erwartung Susettens nahm die Commercienräthin dies sehr gleichgiltig auf. Sie warf den Kopf spöttisch in den Nacken und zuckte mit den breiten Lippen. „Wer hat dir das gesagt?“ fragte sie.

„Eine Freundin, die es zufällig gehört hat.“

„Welche Freundin, Susette?“

„Nun, wenn ich sie durchaus nennen soll — Christine.“

„Die Mamsell thäte besser, sich um sich selbst zu bekümmern!“ rief die Dame. „Was spricht sie in ihren Verhältnissen von solchem Herrn?! Ueberhaupt, Susette, werde ich mir diesen Umgang verbitten, wenn die Mamsell sich dergleichen herausnimmt.“

Der drohende Ton und die ganze Haltung der Frau Commercienräthin bezeugten zur Genüge, daß ihr Wille ein sehr bestimmter und Gesetz in ihrem Hause sei.

„Zürne doch nicht, liebe Tante,“ bat Fräulein Susette. „Christine ist ganz unschuldig, aber es kann doch sein, daß es Wahrheit ist.“

„Und wenn es Wahrheit ist, was verschlägt's?“ erwiderte die Tante. „Hat er Schulden, so werden sie bezahlt werden. Alle jungen Herren von guter Familie haben Schulden, denn es geht nicht anders zu im großen Leben. Wenn es aber Wahrheit ist, mußt du es um so höher schätzen, daß er trotz dessen dir eine so kostbare Freude an deinem Geburtstage zu machen suchte. Das beweis't, daß er eine große Zuneigung haben muß.“

Susette erstaunte wiederum über diese vortheilhafte Auslegung. Sie schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Man könnte dies aber auch anders deuten.“

„Du wirst es deuten, wie ich es deute!“ versetzte die Frau Commercienräthin, und der raubvogelartige Ausdruck ihres Gesichtes trat lebhafter hervor, als die runden grünlichen Augen einen röthlichen Schimmer annahmen.

„Höre mich an, Susette,“ sagte sie darauf beruhigter, „wir haben noch nicht über diesen Gegenstand uns ausgesprochen. Der Baron ist ein angenehmer, interessanter Mann. Es ist ehrenvoll, daß er dich auszeichnet, und wenn er die Absicht hat — dreh dich nicht um, wenn ich mit dir spreche. Du wirst wissen, was sich schickt.“

„Ja, Tante.“

„Du wirst folgen und vernünftig sein?“

„Ja, Tante.“

„Ich denke, du hast nichts einzuwenden?“

„Nein, Tante.“

„Gefällt er dir etwa nicht?“

„Recht gut, Tante.“

„So benimm dich danach. Er bemüht sich, dir den Hof zu machen, wie ein fein gebildeter Herr von Stande. Zeige du ihm, daß er mit einer Dame von Bildung zu thun hat.“

„Ich glaube nicht, Tante, daß Herr von Lorberg sich über mich beklagen kann,“ sagte Fräulein Susette.

„Du bist, wie soll ich sagen? zu natürlich, zu lebhaft, hast den rechten Anstand nicht!“ fiel die Tante ein.

„Ich werde mich bessern,“ erwiderte Susette demüthig, indem sie einen kleinen Knix machte, „und denke, daß ich schon begonnen habe.“

„Man muß die Männer zu fesseln suchen,“ sagte die

Commercienräthin, „muß ihnen zeigen, daß man Verstand hat und Geist besitzt.“

„Ich werde geistreich werden, liebe Tante, du hast ganz Recht,“ antwortete Susette, das habe ich ganz besonders nöthig, da ich mit meiner Schönheit nicht glänzen kann.“

„Dummes Zeug!“ rief die Tante; „du bist schön, Susette, denn du hast das, was den meisten fehlt, die nichts haben, als ihr Gesicht. Du hast Geld, und es soll nichts gespart werden, Kind. Ich habe genug, daß du beneidet werden sollst und du sollst alles haben, was dein Herz begehrt. Wer ist da?!“

Mit diesem Ausruf wandte sie sich nach der Thür um, und ihr Gesicht verfinsterte sich, als sie sah, wer hereingetreten war.

„Es ist Ludwig,“ sagte sie, unwillig über die unwillkommene Störung. „Wo kommt der Herr Doctor denn heut' noch her?“

Der in solcher Weise Angeredete verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Frau Commercienräthin und erwiderte mit vieler Höflichkeit in Geberde und Ton: „Es ist allerdings schon spät, und ich habe um Verzeihung zu bitten. Ich war heute sehr beschäftigt, wollte aber doch nicht unterlassen, Fräulein Susetten meinen Glückwunsch abzustatten; so auch Ihnen, verehrteste Frau Commercienräthin.“

Fräulein Susette rauschte in dem schweren Geburts-

tagskleide ihm entgegen; ehe sie jedoch ihren Dank sagen konnte, fuhr die Tante in dem Tone, in welchem man Leute behandelt, mit denen man keine Umstände zu machen braucht, fort: „War denn Niemand draußen, Ludwig, der Sie anmelden konnte?"

„Nein, Frau Commercienräthin," sagte der Doctor, „die Außenthür stand offen, und so glaubte ich . . ."

„Wenn Sie wieder kommen, Doctor, lassen Sie sich melden," fiel die Commercienräthin ein, „es könnte vorkommen, daß wir Besuch hätten oder es sonst nicht paßte, Sie zu empfangen."

Der Doctor verbeugte sich schweigend. Er war sehr oft hier gewesen, ohne angemeldet zu sein, um so mehr mußte er sich über diese Zurechtweisung wundern. „Im Uebrigen sind wir nicht krank," fuhr die Tante fort. „Gott sei Dank! ich und Susette, wir denken noch recht viele vergnügte Jahre zu leben."

„Die ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche," bekräftigte der junge Arzt. „Möge das Glück immer mit Ihnen sein und Ihnen manches große Loos des Lebens noch zuwenden."

„Sie haben wohl auch schon etwas gehört?" fragte die alte Dame, ihren Kopf vorsteckend.

„In der That, was man sich erzählt und was mir darüber zu Ohren gekommen, ist des Glückwunsches werth," sagte der Arzt.

„Ich will keinen haben!" rief sie hastig, „ich habe schon seit einer Woche Bettelbriefe und Gratulationen genug bekommen. Es ist, als ob es in der ganzen Stadt ausposaunt wäre und Jeder Lust hätte, mich auszuplündern."

„Wenn wirklich alle Lust dazu hätten, beste Frau Commercienräthin," lächelte der Doctor, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, „so kann ich versichern, daß dies bei mir nicht der Fall ist."

„Es bekommt auch keiner was," fiel sie ein. „Ich habe genug zu geben. Bei dieser theuren Zeit muß jeder vernünftige Mensch sich einrichten."

Der Doctor machte Miene, sich an das Fräulein zu wenden, aber die Commercienräthin kam ihm zuvor. „Kennen Sie den Baron von Lorberg?" fragte sie.

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte er, und mit einem leisen Lächeln setzte er hinzu: „Er gehört einer Gesellschaftsclasse an, mit welcher ich nicht viel zusammen komme."

„Das heißt, Sie kommen nur mit Handwerkern und Arbeitern zusammen, die nichts haben, als das liebe Leben."

„Es ist wahr," versetzte er in derselben milden Weise, „meine Patienten besitzen meisthin nicht viel mehr, somit muß ich um so mehr thun, was ich vermag, um ihnen ihr einziges Gut zu erhalten."

„Und dabei bleiben Sie selbst ein Fußdoctor, der sich

die Lungen ausläuft, ein Armendoctor am Spital. Ich hab's immer gesagt, Ludwig, daß Sie Ihre Sache nicht verstehen."

„Ich sollte doch meinen," lächelte er, den Hut in seinen Händen drehend, „daß ich es an Bemühungen nicht fehlen lasse."

„Von Ihrer Gelehrsamkeit rede ich nicht," rief die Commercienräthin. „Im Gegentheil, ich glaube, Sie sind zu gelehrt."

„Sollte das möglich sein?" fragte er demüthig.

„Das heißt, Sie glauben, darin sitzt alle Weisheit," unterbrach sie ihn. „Aber was thue ich mit Weisheit, wenn ich arm bleibe wie Hiob! Was hilft mir alle Gelehrsamkeit, wenn ich dabei verhungern muß!"

Das bleiche Gesicht des Arztes röthete sich, und seine großen, ernsten Augen drückten eine Unruhe aus, welche er zu beherrschen strebte.

„Verehrte Frau," sagte er lächelnd, aber mit stärkerem Nachdruck, „ich bin nicht in der Lage, Mangel zu leiden, da meine Bedürfnisse nicht über meine Wünsche hinausgehen."

„Dummes Zeug!" fiel sie ein. „Jeder gebildete Mensch hat Wünsche, die er befriedigen will, und strebt danach, hinaufzukommen und nicht unten stehen zu bleiben. Ein Doctor muß Equipage haben, muß einen Titel haben:

Medicinalrath, Geheimrath, so gewinnt er Vertrauen bei den Leuten, die was einbringen."

„In der That, Sie haben Recht," erwiderte der Arzt mit seiner tiefklingenden Stimme.

„Ich wüßte ein Mittel für Sie, Ludwig," fuhr sie fort, „aber danach sehen Sie nicht aus."

Sie fing an zu lachen, und das Raubvogelgesicht beugte sich nach ihm hin, die grünlichen Augen glänzten ihn an. „Sie merken wohl, was ich meine?"

„Nein," erwiderte er.

„Eine reiche Frau sollen Sie zu angeln suchen. Aber damit ist es nichts!"

„Nein," lächelte er, „mir fehlen die Angelhaken."

„Ihnen fehlt Alles," spottete die Tante. „Ein Mädchen, das Geld hat, verlangt einen Mann, mit dem es Staat machen kann. Entweder soll er vornehm sein oder berühmt sein, oder einen schönen Titel haben, oder wenigstens eine angenehme Gestalt mit einem interessanten Kopf."

„Wenn auch nichts darin ist," lachte der Doctor. „Das alles bin und besitze ich nicht. Aber," fügte er mit einem Blicke hinzu, der von der Tante auf Fräulein Susette irrte, „es kommt doch auch zuweilen vor, daß liebenswürdige Frauen den wunderlichen Geschmack haben, ihr Herz Männern zuzuwenden, denen alle jene Vorzüge mangeln."

„Darauf können Sie lange warten," rief die Frau Commercienräthin, ihm scharf zunickend, „und das muß ich Ihnen sagen, mir sollte keiner mit solchen Einbildungen kommen. Jeder muß wissen, wer er ist; wenn er nichts ist, muß er sorgen, daß was aus ihm wird, so kann er in der Welt auftreten und Wünsche und Bedürfnisse haben. Sonst aber bleibt er bei seines Gleichen."

Hier hörte die Frau Commercienräthin auf zu sprechen, denn eben wurde ihr gemeldet, daß der Kuchen gekommen sei, und mit einem Blicke, in welchem sehr viel geschrieben stand, wandte sie sich ab und folgte dem Bedienten. An der Thür jedoch drehte sie sich nochmals um und sagte zu ihrer Nichte: „Du hast keine Zeit zu verlieren, Susette. Auf ein ander Mal also, Doctor, Adieu!"

Der Doctor machte der Dame seine Verbeugung; als er sich aber aufrichtete, war Fräulein Susette dicht bei ihm und bot ihm ihre beiden Hände, die er nahm und an seine Lippen drückte. „Nun muß ich Ihnen vor allen Dingen für Ihren Glückwunsch danken," sagte sie, indem sie ihre Augen auf ihn heftete. „Vielen, vielen Dank, lieber Hellmuth! Sie wissen nicht, wie froh ich bin, daß ich Sie heute noch gesehen habe."

„Wären Sie wirklich froh, Fräulein Susette?" fragte er.

„Ich hoffe doch nicht, daß Sie daran zweifeln wollen," antwortete Susette. „Sie kamen nicht, ließen mich warten, das machte mich traurig."

„Ich kam nicht, weil ich besorgte, daß ich einen großen Theil Ihrer Freunde antreffen würde," erwiderte er, welche sicher mit viel auserwählteren Glückwünschen und schönen Geschenken . . ." Er hielt inne, sein Lächeln hatte etwas Gezwungenes und Gewaltsames.

„Was das anbelangt," antwortete Susette, „so haben Sie Recht, ich bin von allen Seiten sehr reich beschenkt worden. Sehen Sie doch diese neue prächtige Robe und diese goldenen Bänder und diese Kette. Gefalle ich Ihnen nicht?"

„Nur zu gut," sagte er, „obwohl ich wünschte . . ."

„Zu gut?" fiel sie ein. „Das klingt ja wie ein Vorwurf. Und was wünschen Sie sonst noch, Herr Doctor?"

„O, theure Freundin," antwortete er trübsinnig, „ich wünschte, daß niemand da wäre, der Ihnen so prächtige Kleider schenken könnte."

„Wenn ich sie nur nicht anziehen müßte!" lachte Fräulein Susette leise, indem sie sich betrachtete und den Doctor dann ermuthigend anblickte. „Aber warum soll ich keine Dame nach der Mode sein, warum meine Crinoline nicht eben so gut tragen, wie die Kaiserin von Frankreich? Ich bin zwar nicht besonders groß, auch nicht besonders schlank, aber was thut das! Sie sollen nicht so ernsthaft aussehen, Hellmuth. Denken Sie doch hübsch an Ihren Namen und machen Sie ihm Ehre. Wenn ich zuweilen den Kopf hängen lasse," sage ich mir: „Er heißt Hellmuth.

Und plötzlich wird es vor meinen Augen hell, und der Muth stellt sich wieder ein."

„Liebe, theure Susette!" sagte er in lebhafter Bewegung.

„Halt! rühren Sie mich nicht an!" flüsterte sie, sich ihm entziehend. „Keine Puffe, keine Schleife darf zerquetscht werden. Wehe dem Verräther! Aber was haben Sie da? Ein Geschenk für mich?"

„Nichts als ein kleines Buch. Die Lieder eines armen Dichters."

„Und das nennen Sie nichts?"

Sie nahm es ihm aus der Hand und legte dafür die ihrige hinein. „Die Dichter sind die Ritter des Geistes," sagte sie. „Ich danke Ihnen, lieber Hellmuth; ich werde mich an Ihrem Geschenk mehr erfreuen, als an allem todten Putz. Schlechtes und Gemeines ist noch nie von einem wahren Dichter verherrlicht worden. Die Männer von Geist sollen aber immer an sich und ihre Macht glauben und sich nicht erschrecken lassen, weder von Riesen und Drachen, noch von Commercienräthinnen und anderen Widersachern, die sie nicht beleidigen können."

„Ich bin auch weder erschrocken noch beleidigt," versetzte Hellmuth. „Ihre Tante weiß, welche Dankbarkeit ich ihr oder doch ihrem Manne schulde, der den verwais'ten Sohn seines alten Freundes erziehen und studiren ließ, dem ich also alles danke, was ich bin. Sie sieht in mir immer noch den Waisenknaben, und im Grunde meint sie

es gut mit ihren Vorwürfen; aber — beste Susette, was ich fürchte, was mich erschreckt, ist, ich glaube, sie ahnt, was, o, wie lange schon! mein ganzes Herz erfüllt, und ich sehe — ich begreife. —"

Fräulein Susette machte einige rauschende Schritte nach der Thür, wo sie einen Augenblick still stand und dann eben so schnell zurückkehrte.

„Sie haben jetzt viel zu thun?" fragte sie.

„Allerdings," erwiderte er ein wenig verwundert.

„So müssen Sie mir etwas versprechen."

„Sehr gern, wenn ich es irgend erfüllen kann."

„Sie sollen in der nächsten Zeit uns nicht besuchen."

„Ich soll nicht kommen?" fragte er, „Sie nicht sehen?"

„Nein. Ich verbanne Sie, Hellmuth."

„Aber warum? Warum komme ich überhaupt?"

„Das will ich Ihnen später beantworten, jetzt nicht. Sie dürfen nicht wieder hier erscheinen."

Hellmuth schwieg einige Augenblicke, dann verbeugte er sich ein wenig und sagte in seiner ernsten, ruhigen Fassung: „Wenn es Ihr Wille so ist, so soll es geschehen. Ich werde nicht wieder kommen."

„Bis ich es Ihnen erlaube," fiel sie ein. „Ja, ich will es so, Sie werden gehorchen."

„Ohne allen Zweifel, Fräulein Susette."

„Gut, mein Herr Doctor, so ist die Sache abgemacht."

„Und ich kann mich Ihnen empfehlen," fügte er hinzu.

„Das können Sie, denn ich glaube, es ist die höchste Zeit. Aber halt, noch einen Augenblick!“ -- Sie trat dicht vor ihn hin und faßte ihn an einem Knopf. Haben wir nicht in manchen bösen und guten Stunden uns getreulich beigestanden?“ fragte sie. „Haben wir nicht?“

Ihre Augen blickten ihn eigenthümlich an und überstrahlten ihr Gesicht mit einem Glanze, der es wunderbar verschönte.

„Ja, theure Freundin,“ sagte er.

„So also nennen Sie mich,“ fuhr sie fort, „und weil ich daran glaube, daß es Ihr Ernst ist, sollen Sie nicht von der Stelle, bis ich weiß, daß ich mich nicht getäuscht habe. Haben Sie Vertrauen?“

„Ja, liebe, gute Susette.“

„Unbedingtes, unwandelbares Vertrauen?“

„Zu wem in der Welt sollte ich größeres haben?“

„So leben Sie wohl, mein lieber Herr Doctor,“ sagte Fräulein Susette mit lauter Stimme, „ich danke Ihnen nochmals verbindlichst für alle Ihre guten Wünsche.“

Aus allen Himmeln gerissen von ihren Worten und deren kaltem Klange, erstarrten die Empfindungen seines Glückes in des armen Doctors Gesicht; aber er hatte keine Zeit zu einer Klage und selbst nicht zum Besinnen, denn in demselben Augenblicke that sich die Thür auf, und er sah einen Herrn erscheinen, vor welchem sich Fräulein Susette so tief und lebhaft verneigte, daß ihre

Reifröcke und Kleider einen ungeheuren Halbkreis um sie bildeten.

„Ich störe doch nicht, mein theuerstes Fräulein?" fragte Richard von Lorberg vor der Thür.

„Sehr willkommen, Herr Baron," erwiderte Fräulein Susette hoch erfreut. „Hier ist unser Hausarzt, Herr Doctor Hellmuth, der uns so eben einen Besuch machte, bei dem er gefunden hat, daß nichts für ihn zu fürchten ist."

„Oder zu hoffen, wie es besser heißen müßte," sagte der Freiherr lächelnd, indem er dem Doctor seine Verbeugung machte, die in steifer Weise ihm erwidert wurde. Wie ein kräftiger edler Baum neben dem ungepflegten, stand Richard von Lorberg vor dem Doctor. Er aufs feinste gekleidet, den Kopf hoch aufgerichtet, die einnehmenden Gesichtszüge voll selbstzufriedener Gewißheit; der Hospital-Doctor dagegen schmal und unscheinbar, blaß und hager, so ernsthaft und schwerfällig wie ein deutscher Gelehrter.

Richard's Blick streifte lächelnd über ihn hin, dann wandte er sich mit der heitersten Ungezwungenheit gesellschaftlicher Formen Fräulein Susetten zu, ohne den Arzt weiter zu beachten, und überreichte ihr einen köstlichen Strauß der schönsten und theuersten Blumen, welche aus der Papierhülle im bunten Farbenspiel hervor sahen. „Ich kam ein wenig früher, mein gnädiges Fräulein," sagte er,

„um Ihnen diese Blumen zu bringen; mögen sie für mich um Entschuldigung bitten.“

„Tausend schönen Dank!“ erwiderte Fräulein Susette. „Welche herrliche Farben, wie wundervoll, wie geschmackvoll! Man wird mich darum beneiden. Doctor Hellmuth, sehen Sie doch, was ich schönes bekommen habe.“

Der Doctor sah hin und sagte dann: „Sehr schöne Farben. Schade, daß Blumen so schnell verwelken.“

„Dafür wachsen alle Tage neue,“ antwortete Lorberg. „Diese erfüllen ihre Bestimmung vollkommen, wenn sie Ihnen nur eine Minute lang Freude machen.“

„Sehr große Freude, sehr viele Freude!“ rief das Fräulein. „Ich werde sie behalten und aufbewahren, auch wenn sie verwelkt sind. Es scheint mir überhaupt eine Pedanterie, das Verwelken an den Blumen bedauern zu wollen. Es gibt nichts, das ewig dauert, somit muß man dem Augenblick leben.“

„Eine Lehre, welche ich zu beherzigen habe,“ sagte der Doctor mit seiner sonoren Stimme, indem er sich empfahl.

„Die jeder Mensch zu beherzigen hat!“ rief Fräulein Susette hinter ihm her, „nicht wahr, Herr Baron?“

„An dem Augenblick hängt das Glück,“ erwiderte Lorberg, „und ich empfinde dies eben jetzt in vollem Maße.“

„Wo Sie bei mir sind?“ fragte das Fräulein schalkhaft.

„Ich wagte dies nicht auszusprechen.“

„Sehr galant!“ lachte sie mit einem übermüthigen

Knix. „Doch ich nehme es an und danke unterthänigst dafür,“ indem ich die Hoffnung ausspreche, daß wir noch manchen Augenblick das Glück haben werden, uns gemeinsam seines Glückes zu erfreuen.“

„Diese Hoffnung, mein gnädiges Fräulein, schließt alle meine Wünsche ein,“ erwiderte Lorberg.

„Und warum sollen sich diese nicht erfüllen?“ fuhr sie in derselben schalkhaften Weise fort. „In diesem Winter wird es gewiß sehr lustig hergehen. Wohin man hört, hört man von Gesellschaften, Festen und Bällen.“

„Sie tanzen gern?“

„Leidenschaftlich!“ rief Fräulein Susette. „Ich bin zwar, was das Talent zum Tanzen anbetrifft, nicht zu reichlich damit bedacht, denn ich bin kein Zephir, auch keine Sylphide; allein ich hoffe Ihnen zu beweisen, Herr Baron,“ setzte sie mit komischer Unbefangenheit hinzu, daß ich, was Muth und Ausdauer anbelangt, Niemandem in der Welt weiche.“

Richard von Lorberg fühlte einen geheimen Schrecken bei dieser Versicherung. Die kleine starke Gestalt, welche er sich hüpfend in seinen Armen dachte, reizte ihn zum Spott, und er hatte einige Mühe, seinen verbindlichen Betheurungen den nöthigen Ernst zu geben. „Ich werde mir diese Beweise jedenfalls, so oft ich es vermag, erbitten,“ sagte er, „obwohl ich selbst kein so leidenschaftlicher Tänzer bin.“

„Und warum sind Sie es nicht? Sie haben doch jedenfalls viel getanzt?"

„Ihre eine Frage bedingt sich durch die andere," versetzte er „Aufrichtig gesagt, begreife ich nicht recht, wie der Tanz ein Interesse haben kann, wenn den Tänzern dies an sich selbst fehlt."

„Oh, Ihre Tänzerin soll Ihnen interessant sein," lachte Fräulein Susette, „das werde ich mir merken. Gut, mein Herr Baron, wir werden sehen. Ich für meinen Theil liebe den Tanz um des Tanzes willen, somit verlange ich vor allen Dingen einen guten Tänzer."

„Daher haben Sie auch viel getanzt, und ich sehr wenig, Fräulein Susette."

„Fehlgeschossen, Herr Baron. Ich habe bisher wenig getanzt, eigentlich hat Doctor Hellmuth manches dagegen einzuwenden, und überdies läßt meine verehrte Tante mich sehr selten tanzen. Sie gibt wenige größere Gesellschaften und vertröstete mich stets auf eine spätere Zeit, wo — ich alles nachholen könnte, das heißt auf die Zeit, nun — das ist freilich etwas unbestimmt!"

Sie schwieg und blickte lächelnd mit einem halb coquetten, halb verschämten Niederschlagen und Aufheben der Augen zu Lorberg hin; da dieser aber nicht antwortete, fügte sie hinzu: „Die Damen tanzen jetzt allerdings erst recht eifrig, wenn sie geheirathet haben, überhaupt denke ich mir, oder . . ."

„Was denken Sie?“ fragte er, als sie schwieg.

Sie lachte übermüthig auf. „Nein, das werde ich Ihnen nicht sagen, wenigstens jetzt nicht,“ erwiderte sie. „Aber ich denke, wir werden heute noch tanzen, und Sie werden von mir dazu im Voraus engagirt, Herr Baron.“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädiges Fräulein.“

„Es werden einige sehr liebenswürdige Damen hier sein,“ fuhr sie fort. „Eine besonders, für die ich schwärme.“

„Dann muß diese Dame in der That bezaubernd sein,“ sagte Richard.

„Das ist sie. Ein Musterbild von Vorzügen, mein Vorbild, wenn ich so sagen darf.“

„Sie machen mich sehr neugierig, gnädiges Fräulein.“

„Hüten Sie sich wohl, Herr Baron,“ drohte Fräulein Susette. „Ich werde mir erlauben, Sie ihr vorzustellen.“

Die Commercienräthin unterbrach dieses Gespräch; sie kam, mit einem Leuchter in der Hand, aus den hinteren Gemächern und rief dorthin zurück: „Laß die Lampen klein brennen, Friedrich, es kostet doch Oel genug, und daß mir keine Lichter fortkommen und der Wein in acht genommen wird! Ist der Ludwig noch hier?“ fragte sie, sich umwendend, aber der Ton verwandelte sich sofort, als sie ihren Irrthum einsah.

„Gott, Herr Baron! rief sie, „Sie sind hier!“

„Um mir diese herrlichen Blumen zu bringen, liebe Tante," antwortete Susette.

Die Commercienräthin nickte ihr triumphirend zu. „Ausgezeichnet, mein Kind," sagte sie, „aber unsere Gäste kommen. Treten Sie hier ein, mein lieber Herr Baron."

Lorberg beeilte sich, beiden Damen seine Arme zu bieten und führte sie in die erleuchteten Gesellschaftszimmer.

Siebentes Kapitel.

Die Gäste, welche sich nach und nach einfanden, gehörten mit wenigen Ausnahmen demselben ehrenwerthen Stande an, wie der selige Commercienrath. Es waren zum Theil alte Handelsfreunde, die Chefs bedeutender Geschäfte, Männer mit ernsthaften, trockenen Gesichtern, Damen, gereift an Jahren, mit scharfer Beobachtungsgabe für jeden Silberleuchter, jede Theetasse, für die Güte jedes Gerichts und für den Preis jeder Creme, jedes Bratens und jedes Kleidungsstücks. In ihrem Gefolge befanden sich eine Anzahl Nachkommen, vorzugsweise junge Mädchen, mehr oder weniger begünstigt durch schlanken Wuchs und artige Gesichter, sämmtlich aber bestmöglich ausgeschmückt mit modischen Gewändern von theurem Stoff, goldenen Ketten und Spangen, Spitzen und Bändern, wie dies die feine Damentoilette verlangt. Jede füllte einen möglichst großen Raum, und jede betrachtete die andere mit eindringlicher Zergliederungslust und voll

geheimer Genugthuung oder mit geheimem Neid. Dieser jugendlichen Schar gesellten sich einige jüngere Frauen und jüngere Herren bei, welche schon in den heiligen Stand der Ehe getreten, doch die Eitelkeiten des Gesellschaftslebens nicht über ihr häusliches Glück vergessen hatten. Der reiche Schmuck und Glanz ihrer Erscheinungen ließ auf den Wohlstand der glücklichen Besitzer dieser Schätze schließen, allein es war unter dieser ganzen Schar keine, die Richard von Lorberg besonders gefallen hätte. Er wurde mehreren vorgestellt, manche der älteren und jüngeren Herren verflochten ihn in Gespräche, aber nichts war anziehend genug, um ihn länger als nöthig zu beschäftigen. Er hörte von der Börse, vom Geldmarkt, von Geschäften, von Politik, von allerhand Neuigkeiten, was ihm vollkommen gleichgültig war, während er die Theetasse in der Hand und den Hut unter dem Arm in dem Kreise stand. Er hörte aber auch nur mit halben Ohren und lächelte oder nickte, ohne zu wissen, warum, denn seine Augen machten inzwischen andere Beobachtungen, und seine Gedanken folgten diesen nach, oder sie folgten Fräulein Susetten, die wie ein kleiner Irrwisch nach allen Seiten hin eilte, sich mit ihren Freundinnen küßte, mit ihnen und den jungen Herren flüsterte und lachte, ihre Geschenke zeigte, ihre Robe und ihre Armbänder bewundern und ihre sonderbare hüpfende Lebendigkeit auffälliger als je erscheinen ließ. Diese Lebendigkeit war für den Freiherrn um so weniger angenehm,

da sie so formlos auftrat und so wenige oder keine Rücksichten nahm. In den Kreisen, wo er bisher sich heimisch fühlte, waren Formen und Rücksichten das allgemeine Band; denn selbst die übermüthigste und freieste unter allen Frauen durfte diese Grenze nicht überschreiten, ohne ihrem Benehmen den Tadel der Unschicklichkeit zuzuziehen.

Ganz in derselben Weise wurden die sittenlosesten und wildesten Herren zahm und liebenswürdig, sobald sie im Gesellschaftssaal die gelben Handschuhe aufstreiften. Die Form machte sie höflich und bescheiden. Die Form verlangte das strenge Vermeiden jedes lauten Gelächters, jedes dreisten Wortes, jedes Ausdrucks, der nicht salonmäßig war, jeder nachlässigen Bewegung. Hier trugen die Herren ebenfalls tadellose gelbe Handschuhe, vortreffliche glänzende Stiefel und Röcke vom besten Schnitt; was aber die Damen anbelangt, so waren sie wahrlich reicher und zum Theil geschmackvoller gekleidet als in den Kreisen der hohen Bureaukratie und des Adels, allein durch diese Hüllen brach dennoch eine sehr bestimmte Verschiedenheit hervor.

Richard von Lorberg verstand nichts von Brillanten, aber er zweifelte nicht daran, daß die Steine, welche er funkeln sah, nicht aus Böhmen stammten. Die Frau Commercienräthin schien ein wandelnder brasilianischer Diamantberg zu sein, und einige andere Damen gaben ihr wenig nach; doch alle diese Herrlichkeit erblaßte, sobald die

meisten den Mund aufthaten. Es war ein Geschnatter und Gelärm, als seien sie auf dem Markt, und die Herren wälzten sich in den Polsterstühlen, discutirend und declamirend, mit Händen und Füßen strampelnd und fechtend, als wäre dies der Börsensaal und die Börse im Fallen.

Das war die neue Welt der theuren Verwandten und Freunde, und dieses hüpfende, lachende, den Kopf werfende, affectirte Mädchen war der Rettungsengel, dem er seine Anbetung widmen sollte. Er versuchte es auch einige Mal, mit möglichster Liebenswürdigkeit sie fest zu halten, allein Fräulein Susette wurde dadurch nur noch lebendiger und beweglicher. Es schien ihrem Stolze zu gefallen, daß der Freiherr ihr so sichtbar den Hof machte, und Richard bemerkte sehr wohl, wie alle Blicke sich auf ihn und auf das Fräulein hefteten, das an seiner hohen Gestalt hinauf sehen mußte und so laut sie konnte ihre scharfe Stimme erschallen ließ.

Fräulein Susette war nicht ohne Verstand, auch nicht ohne Witz, aber ihr Benehmen verdunkelte diese Vorzüge bis zur Lächerlichkeit. Lorberg fühlte sich gepeinigt von dem Flüstern und Lächeln, das seinen Weg begleitete, als er mit ihr durch den Saal ging, und er raffte seinen ganzen Muth zusammen, als ihm einfiel, Jeder ahne oder wisse, was er beabsichtige, und Jeder mache seine Bemerkungen darüber und lache ihn aus. Das kleine Ungeheuer von abenteuerlicher Gestalt schob vertraulich seinen Arm in den

seinigen und schien davon nicht das Geringste zu empfinden, es machte ihm allerlei Mittheilungen über die Anwesenden, forderte ihn zu Urtheilen heraus und flüsterte ihm Spöttereien zu, über welche sie selbst zumeist lachte.

„Alle diese jungen Damen," sagte sie, „sind gewaltig schwer; das sehen Sie ihnen nicht an, in den knappen Corsets, nicht wahr? Mein seliger Onkel hatte den tiefsten Abscheu vor allen leichten Leuten, und hier finden Sie eine respectable Auswahl seiner Freunde, welche gewiß nicht an Gewicht abgenommen haben."

„Das sind sehr schätzbare Eigenschaften," erwiderte Lorberg.

„Sie verdienen Ihre volle Hochachtung," fuhr Fräulein Susette fort, „aber sie wissen auch, was sie werth sind."

„Ich freue mich, eine so werthvolle und klangvolle Gesellschaft bewundern zu dürfen," versetzte Lorberg; „doch wo finde ich den Phönix, von welchem Sie mir sagten, daß er Ihnen selbst ein unerreichbares Vorbild sei?"

„Halt," fiel Fräulein Susette ein, „es wird Ihnen nichts verborgen bleiben, zunächst jedoch sehen sie dort die Dissonanz in diesem Accord."

Richard von Lorberg erblickte bei der Frau Commercienräthin eine Dame, welche er noch nicht bemerkt hatte. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, aber so einfach gekleidet, daß sie allerdings als eine Dissonanz in diesem

Kreise gelten konnte. Ihr schwarzes Gewand war völlig schmucklos, ein schmaler, weißer Kragen faßte es ein, über diesen fort fiel eine Fülle dunkler Locken bis in den Nacken nieder.

Die Frau Commercienräthin sprach mit ihr, ohne von ihrem Sophaplatz neben einer anderen gewichtigen Nachbarin sich zu erheben. Sie deutete auf Fräulein Susetten hin, worauf die schwarze Dame sich bescheiden verbeugte und in dem Augenblicke sich näherte, wo Susette zu Lorberg sagte: „Das ist nichts als Christine Streit, leicht wie ein Vogel auch mit manchen anderen Fehlern behaftet; hier aber kommt, was Sie suchen, Herr Baron, mein Phönix, mein Vorbild, meine liebenswürdige himmlische Cousine, Doris Reichenbach, welche Sie vor allen Anderen kennen lernen müssen.“

Durch die Flügelthür des Saales rauschte die Cousine herein, gefolgt von einem älteren Herrn, und die Frau Commercienräthin erhob sich mit einem halben Dutzend anderer Damen, und Fräulein Susette hüpfte ihr mit offenen Armen entgegen; die Herren in der Nähe aber verbeugten sich ehrfurchtsvoller, als vor irgend Jemand, vor dem kleinen, breitschultrigen Herrn mit der spitzen Nase, der tolligen Perrücke und dem weißen, steifen Halskragen, welcher bis an die Mundwinkel und bis an die Ohren reichte. Es war ein allgemeiner Aufstand in der Gesellschaft, eine Bewegung, welche Großes ankündigte, ähnlich

der Bewegung, wie Lorberg sich sagte, wenn eine fürstliche Person in eine Gesellschaft tritt.

Doch dieser Eindruck machte bei ihm schnell anderen Empfindungen Platz. Er begriff sogleich, warum Susette ihre Cousine als ihr Musterbild verehrte, denn in Vollendung schien sie das zu sein, was Susette zur Caricatur machte: eine Dame nach der neuesten Mode, geschmückt nach dem neuesten Journal, von Kopf bis zu den Füßen in die allermodernsten und kostbarsten Stoffe gehüllt. Eine Industrie=Ausstellung, welche die bewundernden Blicke der gesammten Damen durchirrten. Aber diese junge Frau war zugleich auch schön. Der Diamantzweig an ihrem Haar berührte eine stolze Stirn, ihre Augen drückten das volle Bewußtsein ihrer Vorzüge aus, und hätte in den Zügen ihres Gesichts nicht ein Ausdruck von Hochmuth und Härte sich zu stark ausgeprägt, so würde Richard von Lorberg sie noch anziehender gefunden haben.

In derselben Minute jedoch, wo er alle diese Bemerkungen machte, drückte Jemand hinter ihm seine Hand, und mit Verwunderung sah er den Hauptmann von Seehausen, seinen würdigen Vetter, neben sich, der ihn schalkhaft angrins'te.

„Sie hier?“ fragte Richard.

„Versteht sich, ich hier,“ erwiderte Seehausen. „Wer soll den Salat machen und den Braten schneiden und auf den Wein ein wachsames Auge haben? Mein theuerster

Vetter, auch ich habe meine Verdienste bei solchen Angelegenheiten."

„Aber wo ist Ihre Frau?" fiel Lorberg ein.

„Zu Hause," lachte der Hauptmann. „Was ist da zu thun? Frauen fehlt einmal die Würde des Diogenes, der in seinem Fasse den Alexander verachtete. Die Toilette, Vetterchen, die Toilette! Was kostet solch Püppchen, wie diese hier, um sie zu zeigen? Ich sagte es Ihnen schon; wo es herkommt, ist gleichgültig, aber jede ist ein Putzladen, und was sagen Sie zu Susettchen? Allerliebst sieht sie aus, geschmackvoll, eine wahre Amourette!" — Seine zusammengekniffenen Augen funkelten boshaft. „Sonst ging sie daher wie die Unschuld im Flügelkleide, aber die Aufklärung schreitet fort, und es wird nicht lange dauern, so wird diese liebliche Erscheinung in Kupfer gestochen, als Vorbild für die elegante Welt."

Der Hohn des Hauptmanns floß süß von seinen Lippen, während Lorberg ihm heimlich beistimmte und doch einen Blick über ihn hingleiten ließ, der ihm zu schweigen befahl. Seehausen's abgetragene Kleider, seine Wäsche, seine ganze Erscheinung rechtfertigten das kalte Lächeln seines Verwandten, das der Hauptmann sehr gut verstand. „Bah! wir," sagte er, seine vergilbte Weste straff ziehend, „wir sind immer dieselben. Der schwarze Frack gilt überall, gelbe Handschuhe auch" — er streckte seine Hände aus. „Es kostet nicht viel, ein Mann nach der Mode zu sein; unsere

leichtsinnigen Verschwendungen sind reeller. Aber was denken Sie von diesen hier, die alle Tage eine neue Forderung an ihre Männer machen? Dazu gehört ein Sack voll Geld, der nie leer werden darf."

„Wer ist die Dame dort?" fragte Lorberg, indem er seine Augen auf die junge geschmückte Frau richtete.

„Vor einigen Jahren war es eine arme Anverwandte, der es ziemlich eben so ging, wie meinem Engel," flüsterte Seehausen, „jetzt ist sie die reiche Frau Reichenbach, die Gemahlin des Herrn Reichenbach da, vor dem sich Alles neigt und beugt. Es gehört nichts dazu in dieser Welt, Vetterchen, um angebetet zu werden, als Geld! und allen Hochmuth und alle Verachtung in Liebe und Verehrung zu verwandeln, als Geld!"

„Wer ist die schwarze Dame dort?" fragte Lorberg.

„Die dort? Ich kenne sie nicht," erwiderte Seehausen, scharf hinübersehend, „aber irgend eine armselige Creatur ist es gewiß, sonst stände sie nicht im Winkel verlassen und vergessen. Es sieht sie Keiner an, und doch ist sie schön, bei Gott! die Schönste von Allen. Warum steht sie da, wie ein Warnungszeichen, Vetterchen? Weil sie keinen hat, der sie in Atlas wickelt, ihr alle Tage einen neuen Schmuck kauft, Spitzen, die sie morgen nicht mehr haben will, weil's nicht mehr Mode ist. Wissen Sie, Lorberg, woher das lustige Leben kommt, worüber die tugendhaften Leute jetzt so schrecklich lamentiren? Die Weiber, schreien

die Pinsel, die Weiber sind schuld daran. Die Crinoline regiert das Haus, die Familie, den Staat. Warum lassen es die tugendhaften Pinsel geschehen? Sie selbst tragen die Schuld. Aber es gehört mit zur Aufklärung des Jahrhunderts, es gehört mit zur Weltgeschichte, Gott will's so haben!"

Der Hauptmann hielt inne, denn Fräulein Susette kam mit ihrer eleganten Cousine, und hinten nach folgte die Frau Commercienräthin mit dem Herrn Reichenbach. Seehausen wurde für seine tiefe Verbeugung mit vollkommener Nichtachtung belohnt. Die Frau Commercienräthin rief ihn endlich mit einem Winke zu sich und gab ihm verschiedene Befehle, die er mit gehorsamster Bereitwilligkeit ausführte. Einer dieser Befehle bestand darin, um den großen Tisch im Nebenzimmer Stühle zu stellen und, wenn dies geschehen, das Album zu holen, welches Richard von Lorberg Susetten geschenkt hatte.

Während dessen war Lorberg der schönen Frau vorgestellt worden, und sie hatte ihn huldvoll empfangen. Wohl zehn Minuten lang sprach sie mit ihm von den üblichen Gegenständen der Unterhaltung in herablassender Weise, welche von ihm im feinsten Gesellschaftstone erwiedert wurde, bis sie endlich lächelnd sagte: „Sie haben meiner lieben Cousine Susette ein Kunstwerk zum Geschenk gemacht, das sie zu würdigen weiß, denn sie ist entzückt davon! Da ich auch die Kunst liebe und ein klein wenig davon verstehe..."

„Viel, sehr viel verstehst Du davon!“ unterbrach sie Herr Reichenbach, die spitze Nase hoch hebend. „Sie hat bei der letzten Ausstellung auf die Kritik eingewirkt, Herr Baron.“

„Ich habe nur meine Meinung gesagt,“ lächelte die schöne Frau.

„Auf Ehre! die Kritiker kamen und holten sich Rath bei ihr und sagten, was Du sagtest,“ fuhr Herr Reichenbach fort.

„Bei der Kunst kommt es hauptsächlich darauf an, daß man ästhetisches Gefühl besitzt,“ erwiderte die Dame, „und gute Sachen gesehen hat.“

„Und das hast Du, das besitzest Du, das kannst Du!“ fiel Herr Reichenbach ein. „Sie müssen meine Bilder sehen, Herr Baron. Ich kaufe nichts, als gute Sachen; das Beste! das Theuerste!“

„Mein Angebinde kann keine Ansprüche auf hohen Kunstwerth machen, gnädige Frau,“ erwiderte Lorberg, ergötzt von diesem Zwiegespräch.

„Ich spreche ihm sehr großen Werth zu,“ fiel Fräulein Susette ein.

„So müssen wir eine Untersuchung anstellen,“ erwiderte Frau Reichenbach, Lorberg ihren Arm bietend, worauf ihr die Gesellschaft in das Nebenzimmer folgte, wo das Album sie erwartete.

Vor dem Tische auf welchem das Album bereit lag,

stand jedoch schon die schwarze Dame und betrachtete einige der aufgeschlagenen Blätter, ohne sich zunächst darin stören zu lassen. Erst als die schöne Frau neben ihr Platz nahm, legte sie die Aquarellen nieder und blickte umher, aber sie regte sich weder, noch schien sie irgend eine Anwandlung von Demuth zu empfinden. Der messende Blick der stolzen Dame, der zu fragen schien: Wer bist du denn eigentlich? und zu sagen schien: Hebe dich fort von mir! brachte gar keine Wirkung hervor. Mit derselben ruhigen Miene erwiederte sie dieses Anschauen und wandte ihre Augen dann abermals auf die Zeichnungen zurück, welche vor ihr lagen.

Die Betrachtungen der Blätter begannen hierauf, und diese wanderten an dem Tische umher; über alle jedoch fällte die schöne Frau zuerst ihr Urtheil, das im Ganzen nicht allzu günstig lautete. Die horchende Gesellschaft fand es jedoch eben so wahr, wie treffend, und Herr Reichenbach nickte so heftig, daß der steife Kragen bis über die Ohren in die Höhe stieg. Die schöne Frau lobte zwar Einiges, tadelte aber das Meiste und sagte zuletzt hochmüthig lächelnd: „Es ist ganz artig, daß jetzt die Aquarellen Mode werden, und dies ist ein sehr freundliches, angenehmes Geschenk für Susette; aber hohen künstlerischen Genuß gewähren doch nur die Arbeiten berühmter Meister, deren Aquarellen allerdings eben so selten als theuer sind."

„Ich habe ein Album an Doris geschenkt mit Aqua-

rellen, die zwanzig Friedrichsd'or und dreißig kosten das Stück und noch mehr!" schrie Herr Reichenbach. „Das müssen Sie sehen, Herr Baron! Ich kaufe nur das Beste und das Theuerste; aber es ist geistreich, was Doris sagt, sehr geistreich."

„Wunderbar geistreich!" rief Fräulein Susette, an ihrer Cousine in die Höhe hüpfend.

„Finden Sie es nicht?" fragte Herr Reichenbach, seine spitze Nase gegen das schwarze Fräulein richtend, das gar kein Zeichen der Billigung gab.

Auf diese Frage hob sie jedoch ihre Augen zu ihm auf und sagte mit volltönender, klarer Stimme: „Nein, das finde ich in der That nicht?"

„Sie finden es nicht?" schrie Herr Reichenbach ganz verwundert, indem er in dem Kreise umher sah, als sei etwas Schreckliches geschehen, wofür er Zeugen brauche.

„Ich finde, daß diese Aquarellen meist sehr gut, einige sogar vortrefflich ausgeführt sind," fuhr das schwarze Fräulein fort, „und glaube, daß man häufig für hohen Preis nichts Besseres kauft, wenn man den Namen bezahlt."

„Was man nicht versteht, muß man nicht beurtheilen!" rief die schöne Dame, indem sie ihre goldene Lorgnette vor ihre Augen hielt und hochmüthig lächelte.

„Das sollte man allerdings nicht thun," antwortete das schwarze Fräulein, „aber es ist eine Modesache."

Ihr schalkhaftes Lächeln war so unschuldig und der Ton so bescheiden, daß man annehmen konnte, sie wollte sich selbst damit anklagen. Die stolze Frau wandte ihr jedoch den Rücken zu und sagte zu Lorberg: „Sie müssen nächstens mein Album sehen, Herr Baron, und mir Ihr Urtheil darüber sagen. Es gehört allerdings zur Mode, über Alles mitzusprechen, aber es mangelt leider zu oft die Einsicht und die nöthige Bildung!"

„Geistreich!" rief Herr Reichenbach, indem er umhersah und umher nickte. „Bei Gott, es ist schwer, die nöthige Bildung zu bekommen! Meine Galerie kostet fünfzigtausend Thaler. Ich kaufe nur das Beste! nur das Theuerste!"

Seine Gattin führte Fräulein Susetten fort, und hinter ihnen reihten sich als Schweif abermals die Damen und Herren der Gesellschaft. Es fielen spottsüchtige Blicke auf das schwarze Fräulein, das völlig aufgegeben an dem Tische stehen blieb und sich weiter mit den Bildern des Albums beschäftigte. Nachdem sie von der geistreichen Frau verworfen war, wagte es Keiner, sich ihr freundlich zu nähern, nur Richard von Lorberg stand an der Thür des Saales still, wo er mit Anderen anhörte, was zwischen Fräulein Susette und ihrem glänzenden Vorbilde verhandelt wurde."

„Wer ist denn dieses schwarze Gespenst?" fragte die geistreiche Cousine.

„Christine Streit heißt sie."

„Zum Streiten fehlt ihr der Fonds. Aber wie kommst Du zu ihr?“

„Ich habe sie im vorigen Jahre kennen gelernt,“ erwiderte Fräulein Susette.

„Ich habe sie aber niemals bei Dir gesehen.“

„Sie hat mich auch kaum je besucht. Wir trafen uns zuweilen bei einer armen kranken Frau, ihrer ehemaligen Wärterin, welche wir beide unterstützen, denn diese Frau war einst auch im Hause meiner Eltern.“

„Ein samaritisches Bündniß schöner Seelen also.“

„Die schönen Seelen haben sich getrennt und wiedergefunden, theuerste Doris,“ lachte Fräulein Susette „Christine war lange Zeit verreis't und ist erst kürzlich zurückgekehrt.“

„Auf Reisen gegangen? Wer ist sie denn?“

„Sie ertheilt Unterricht.“

„Eine Lehrerin?“

Fräulein Susette nickte, und die schöne Frau wandte den Kopf verächtlich gegen das schwarze Fräulein. „Dir ertheilt sie Unterricht?“

„Stunden in der Conversation.“

„Du wirst bedeutende Fortschritte machen! Wahrscheinlich hast Du sie heut eingeladen, uns sämmtlich einigen Unterricht zu ertheilen.“

„Wie man sich benehmen muß!“ rief Susette an ihrer

Cousine in die Höhe hüpfend, indem sie ausgelassen lachte. „Wo soll sie den feinen Ton her haben?"

„Dergleichen Leute müssen wenigstens nicht vorlaut sein, wenn man sie in Gesellschaft bringt."

Sie blickte Richard von Lorberg an, der eine beistimmende Bewegung machte.

„Ich bitte um Mitleid für sie," bat Fräulein Susette. „Ohne besonderen Grund hätte ich sie nicht kommen lassen."

„Nun, was ist es für ein Grund?"

„Ich will tanzen mit dem Herrn Baron," sagte Fräulein Susette, indem sie die Augen niedersenkte und einen so tiefen Knix machte, daß sie zwergartig aussah. „Christine soll uns dazu aufspielen."

Der Anblick war so lächerlich, daß die schöne Frau laut auflachte und Richard von Lorberg in einer Weise ansah, die vollkommen ausdrückte, was sie empfand. Ein Gemisch von Hohn und boshaftem Uebermuth zuckte um ihre Lippen, als sie Susetten umarmte und lebhaft erwiderte: „Das ist ein köstlicher Einfall! Du bist allerliebst, Susette. Ich beneide das Glück des Herrn Barons. Aber um aufzuspielen, ist die Mamsell gewiß vortrefflich, und des edlen Zweckes wegen wollen wir ihr verzeihen."

Die Bedienten reichten Erfrischungen umher, und Herr Reichenbach drückte Lorberg in eine Ecke und hielt ihn fest, indem er ihn von seinem Hause und von seinem Salon erzählte, den er eben für seine Bilder einrichten lasse. Dann

sprach er von mehreren jüngst erworbenen Gemälden und verfehlte nicht, hinzuzufügen, was jedes kostete und daß er nur das Theuerste und Beste kaufe. „Sie müssen kommen!" rief er zuletzt, „Sie müssen es sehen! Es kommen viele Fremde zu mir, überhaupt sind die Kreise in meinem Hause gewählt. Ich liebe die berühmten Leute, jeder berühmte Mann muß bei mir essen; ich muß sagen können, daß ich ihn bei mir zu Tische gehabt habe. Es wird mir eine Ehre sein, Herr Baron, Sie nächstens auch bei mir zu sehen, und ich hoffe," fuhr er fort und streckte die spitze Nase vor, indem er geringschätzig lächelnd umhersah, „Sie werden Sich gut bei mir gefallen, besser als irgend wo anders."

Lorberg konnte nichts thun, als in stummer Weise seinen Dank ausdrücken; aber er war froh, als Seehausen ihn erlös'te, der auf Befehl der Frau Commercienräthin ein paar Spieltische eingerichtet hatte und nun die Herren einlud, ein Spielchen zu machen.

„Wollen Sie auch mitspielen?" fragte Herr Reichenbach.

Der Hauptmann war voll geschmeidigster Unterthänigkeit. „Wie würde ich wagen können, mit solchem Meister zu spielen und obenein . . ." Er rieb sich lachend die Hände.

„Warum nicht?" fuhr Herr Reichenbach fort. „Einem Manne wie Sie kann's auf fünfzig Thaler nicht ankommen."

Mit diesem groben Spott entfernte er sich, und Seehausen rief ihm vergnügt nach: „Was Sie geistreich sind, was sie liebenswürdig sind! — Es ist schade, Vetterchen, daß ich nicht darauf vorbereitet bin, hohes Spiel zu spielen mit diesem charmanten Kunstkenner.“

Richard drückte ihm seine Geldtasche in die Hand, und Seehausen steckte sie gelassen ein, nur mit einem funkelnden Blicke aus den zusammengekniffenen Augen dankend.

Jetzt war Lorberg von ihm befreit, und noch immer stand das schwarze Fräulein an dem Tische und blätterte dort in einem Buche. Als er sich ihr näherte, machte sie es wie vorher; sie schien es nicht zu beachten, und einige Minuten vergingen, während er ihr gegenüber stand und auf die verschiedenen Bücher und Blätter sah, über welche hinaus er seine Augen weiter schickte.

Das Gesicht der armen Lehrerin hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, er mußte immer wieder hinein schauen. Es war ihm, als habe er sie irgendwo schon gesehen, und doch konnte es nicht sein, denn er hätte es sicher nicht vergessen. Die schlanke, hohe Gestalt, die frischen jugendlichen Züge, der Kopf von dem glänzend fallenden Haar eingefaßt, das in welligen Scheiteln sich anschmiegte und reich und lockig den Nacken umwogte, machten einen ungemein vortheilhaften Eindruck. Es lag etwas Strenges und Kaltes in ihrem Gesicht, aber indem sie jetzt ihre Augen auf ihn heftete, war es, als liefe ein sonniger Glanz

darüber hin. Diese Freundlichkeit bewog ihn zu einer Anrede.

„Sie haben Sich ganz der Kunst und Literatur ergeben," sagte er.

„Ich weiß mit Büchern umzugehen," antwortete sie, und das Buch auf den Tisch legend, fügte sie hinzu: „Das ist freilich leichter, als mit Menschen."

Hatten ihre Worte eine Bedeutung, oder waren sie absichtslos gesprochen? Richard von Lorberg wandte sie an, indem er erwiderte: „Sie haben meine anspruchlosen Aquarellen so gütig beschützt, daß ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet bin."

„O," versetzte sie, den Mund zu einem schönen, stolzen Lächeln öffnend, „mein Urtheil fand wenig Anklang; bei alledem jedoch bleibt es meine Ueberzeugung, und unter allen Umständen halte ich mich an dem Ausspruch eines berühmten Mannes: Man muß den Muth einer Meinung haben."

„Aber muß man auch standhaft bei seiner Meinung beharren, wenn die Umstände dagegen und der Widersacher zu viele sind?" fragte er.

„So lange man seine Meinung als wahr erachtet, wird man sie auch vertheidigen müssen," antwortete sie.

Diese wenigen gewechselten Worte bildeten die Einleitung zu einer Unterhaltung zwischen Richard von Lorberg und dem schwarzen Fräulein, die mit jedem Augenblick an

Interesse für ihn wuchs. Sie sprach ihre Meinungen über alles, was er anregte, mit der natürlichsten Offenheit und dabei mit der Bestimmtheit aus, welche die Wahrheit des Empfindens zur Grundlage hat. Eine gewisse Vertraulichkeit stellte sich dadurch leicht zwischen Beiden ein, und Richard fand, daß seine Versuche zum Widerspruch und zu neckenden Behauptungen wohl aufgenommen und mit guter Laune erwiedert wurden.

„Sie haben Sich so lange mit diesem kleinen Buche beschäftigt,“ sagte er endlich, „daß man es beneiden muß. Darf ich fragen, was es enthält?“

„Es sind Gedichte,“ sagte sie, „von irgend einem namenlosen Poeten, der nicht einmal die Eitelkeit besitzt, sich zu nennen.“

„Vielleicht stammen sie von der Kunst und Poesie liebenden Cousine,“ fiel er ein.

„Sie dürfen nicht spotten,“ erwiderte sie. „Diese Gedichte sind voll zarter und schöner Gedanken. Fräulein Susette muß sie von Jemand erhalten haben, der diese Art Lyrik liebt.“

„Sollten Sie den freundlichen Geber nicht näher kennen?“

„Sie meinen, ich könnte es selbst sein,“ lachte sie, den Kopf schüttelnd. „Ich liebe diese sanften Gefühls-Ergüsse nicht so sehr.“

„Keine Mondschein-Poesie, keine Nachtigallen, keine Blüthenträume?" fragte Richard lachend.

„Man darf überhaupt nicht träumen, und da dies in Wirklichkeit und Wahrheit verboten ist, so muß auch die Poesie sich davon frei halten."

„Aber die Poesie ist selbst ein süßes Träumen."

„Nein, Herr Baron, sie ist die höchste Wahrheit."

„O, Sie wissen also meinen Namen!"

„Durch Fräulein Susette, die mir schon vor einigen Tagen vertraute, daß ich sie hier sehen würde."

„Ich bin dem Fräulein sehr dankbar dafür," sagte er, erfreut über diese Mittheilung, aber — er ahmte das Beispiel des offenherzigen schwarzen Fräuleins nicht nach, sondern setzte hinzu: „Leider bin ich noch nicht so glücklich gewesen, um in der Lage zu sein, zu wissen . . ."

„Wer ich bin?" fiel sie ein, als er inne hielt. „Man sagt gewöhnlich, der Name sei gleichgültig, doch ist das ein Sprüchwort ohne Sinn. Das Namenlose ist das Unbestimmte. Ich heiße Christine Streit, Herr Baron."

„Dann ist wenigstens so viel gewiß," versetzte Richard, „daß Namen häufig ganz unpassend für den sind, der sie als Erbschaft übernehmen muß. Sie müßten Frieden heißen, Fräulein Christine."

„Frieden kommt nach Streit," erwiderte sie mit einem der schnellen Blitze ihrer dunkeln Augen. „So sei denn

auch Frieden mit uns. Dort kommt Susette und verlangt nach uns Beiden.“

So war es in der That. Fräulein Susette hüpfte herbei und schien nicht ganz ohne Empfindlichkeit zu sein. „Es thut mir leid,“ sagte sie, „dieses interessante Beisammensein zu stören, aber Alles ist bereit, beste Christine, und ich selbst bin voller Verlangen, dem Herrn Baron mein gegebenes Wort zu erfüllen.“

„Ich werde alles gern thun, was ich vermag,“ erwiderte Christine, „wenn ich weiß, daß ich Deinen Wünschen damit diene.“

„Deine Wünsche sind meine Wünsche,“ rief Fräulein Susette, indem sie ihre gefällige Freundin umarmte. „Geschwind, Herr von Lorberg, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Sie reichte ihm ihren Arm, und Christine folgte ihnen in den Saal, wo sie sich an das Instrument setzte nnd einen Tanz zu spielen begann, der bald alle tanzlustigen Füße in Bewegung setzte. Lorberg drehte sich mit Fräulein Susetten, aber welche schreckliche Vorstellungen er sich auch vorher von diesem Glücke gemacht hatte, sie wurden von der Wahrheit übertroffen. Er hatte die größte Mühe, diese Tänzerin von der Stelle zu bringen, die größte Vorsicht war nöthig, um nicht mit ihr zu stolpern oder zu fallen. Es war, als läge das Unglück bleischwer in seinen Armen, und er merkte es an den schadenfrohen Gesichtern umher,

auf wessen Kosten man sich ergötzte. Fräulein Susette allein schien nichts davon zu merken; sie schien stolz auf ihre Kunst und im Vollgenuß ihrer glücklichen Erfolge. Vergebens suchte Lorberg sich einige Male seinem Schicksale zu entziehen, er wurde verfolgt und wieder eingefangen. Auch die schöne Frau Reichenbach verspottete ihn, indem sie ihn mit Glückwünschen überhäufte, von Fräulein Susetten so ausschließlich ausgezeichnet zu werden. Ueberall fand er, daß man sich auf seine Kosten belustigte, er glaubte es wenigstens den Gesichtern abzumerken oder aus abgerissenen Aeußerungen zu errathen. Den einzigen Trost gewährte ihm das schwarze Fräulein am Clavier. Wie unbarmherzig die hochmüthige Frau Reichenbach auch über ihr schlechtes Spiel, über den alten Klapperkasten von Instrument und über den Geiz der Frau Commercienräthin spottete, er fand dieses Spiel vortrefflich, elegant und voller Charakter, und da er sich nicht enthalten konnte, dies zu behaupten, zog er sich geringschätzige Blicke zu. Ohne sich daran zu kehren, wagte er es sogar, einige Mal sich Christinen zu nähern, einige Worte mit ihr zu wechseln und ihr eine Theilnahme zu bezeigen, wie es kein Anderer in der Gesellschaft für nöthig fand. Dafür, so kam es ihm vor, traf ihn zuweilen ein Blick aus den dunklen Augen des schwarzen Fräuleins, der von einem dankbaren Lächeln begleitet wurde.

Zwei Stunden währte der Tanz, dann folgte das

Souper der Frau Commercienräthin. Richard von Lorberg erhielt seinen Platz neben ihr und Fräulein Susetten. Vergebens aber sah er sich nach Christine Streit um. Sie war fort. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan! Wahrscheinlich hatte man sie nach Hause geschickt; er wagte es nicht, danach zu fragen.

Achtes Kapitel.

Der Hospital-Arzt Hellmuth hatte schon mehrere Stunden gearbeitet, als es Tag wurde und er von seinem Schreibtische aufstand, der mit Papieren und Büchern bedeckt war. Er stand aber nur auf, um an einen Seitentisch zu treten, wo eine Wasserflasche und eine Kaffee-Maschine, diese unvermeidlichen Bestandtheile jeder Junggesellen-Wirthschaft, bei einander standen und leise mahnend klangen, wie die Memnonssäule beim ersten Sonnenstrahle. Der Doctor verstand dieses melodische Zeichen, das ihn mahnte, seine geistige Anstrengung zu beendigen und an die Erhaltung seines mageren Körpers zu denken. Er schüttete den Kaffee in die Maschine, goß das Wasser hinein und zündete die Spirituslampe an. Als die blaue Flamme aufschlug, nickte er ihr zu, wie einem gern gesehenen Bekannten; dann ging er in der Stube umher, nahm ein Buch von Tisch und blätterte darin, trat an ein Wandspind, das mit allerlei Flaschen und Gläsern, Büch-

sen und Kästchen gefüllt war, und nachdem er sie musternd angeschaut, wie ein Corporal seine Recruten, zog er einige Phiolen heraus, betrachtete ihren Inhalt, roch an verschiedene andere und stellte endlich alle wieder an ihre Plätze. Als auch diese Revue glücklich beendigt, band der Doctor mit einem befriedigten Lächeln seinen grauen Morgenrock fester zusammen, langte darauf von einem Gestell in einer Ecke des Zimmers eine Pfeife mit einem gewaltig langen Rohre, und als er untersucht hatte, ob sie gehörig gestopft sei, brannte er sie mit einem kaum weniger langen Papierstreifen an der Spirituslampe an.

Bei allen diesen verschiedenartigen Operationen sprach der Hospital-Arzt kein Wort. Geräuschlos ging er auf und nieder in großen weichen Filzschuhen, in dem langen, grauen Morgenrock und umnebelt von den Dampfwolken seiner Pfeife; das Bild eines Gelehrten, dem aller äußerliche Putz gleichgiltig ist und der nichts so sehr liebt, als seine Bequemlichkeit und seine Gewohnheiten. Sein Zimmer war auch ganz zu solcher Gelehrtenwirthschaft gemacht. Mit verräucherten Tapeten, bescheidenem Hausrath, Büchern und Papieren, Flaschen und Büchsen wohl versehen, erhielt es den richtigen gelehrten Anstrich, aber es fehlte ihm doch ein Attribut, das sich gewöhnlich damit verbindet, es fehlte die übliche Unordnung und Unsauberkeit darin. Die Stühle standen gerade, und es lag nichts darauf umher, der Fußboden war rein, ohne Tintenflecke

oder Papierschnitzel, die Bücher in dem großen Schranke schilderten in langen Reihen, der Doctor hatte somit ohne Zweifel Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; sogar auch die beschriebenen Bogen auf dem Tische waren sorgfältig zusammen gelegt, die Federn ausgewischt und das Tintenfaß geschlossen. Nicht einmal den Papierstreifen hatte der Doctor, nachdem er seine Pfeife angebrannt, von sich geworfen, sondern den Rest in einen Aschbecher gesteckt, der zierlich mit Perlen umstrickt war, bunte Arabesken bildend, auf welche er einen langen Blick heftete.

Eben als der Kaffee zu kochen anfing, wurde der Doctor in seinem friedlichen Stillleben durch ein Klopfen an der Thür gestört, und unmittelbar darauf trat der Hauptmann Seehausen herein.

„Guten Morgen, Doctor!" sagte er. „Komme ich zur rechten Zeit? wie?"

„Sehr zur rechten Zeit," erwiderte der Arzt, „wenn Sie eine Tasse Kaffee mit mir trinken wollen."

Der Hauptmann warf einen mißtrauischen Blick auf die Kaffee-Maschine, lehnte die Höflichkeit ab und setzte sich nieder. Dabei betrachtete er die Bücher und beschriebenen Bogen auf dem Tische, schüttelte den Kopf, lachte auf und sah den Doctor an.

„Es ist sonderbar," sagte er, „ein Mann wie Sie, Doctor, sitzt im Winkel und kocht sich Kaffee in einer alten Blechkanne, während hundert Dummköpfe ihren

Mokka aus dem feinsten Porcellan trinken, wo nicht gar aus Silber."

„Und er schmeckt ihnen dennoch vielleicht nicht halb so gut wie mir," lachte Hellmuth, indem er sich den schwarzen Trank einschenkte.

„Das ist möglich," versetzte Seehausen, „obgleich man sich an den Blechgeschmack gewöhnen muß. Aber was hilft's alles, Doctor, was hilft aller Ruhm, was hilft aller Stolz, wenn das Geld fehlt! Der elendeste Kerl wirft uns mit unserer spartanischen Kaffee-Maschine von Blech über den Haufen, wenn er seinen Gästen goldene Tassen vorsetzen kann."

Der Doctor that einen langen Zug aus der Pfeife, trank seinen bitteren schwarzen Kaffe dazu und sagte darauf in seiner ruhigen Weise: „So schlimm ist es noch lange nicht. Es wird jetzt mancher reich, gleichsam über Nacht, durch Börsenspiel oder glückliche Speculationen, aber was kann den ein solcher Banquier oder glücklicher Speculant mit dem klingenden Zeuge, womit er seine Taschen füllt, Großes anfangen?"

„Was er anfangen kann?" rief Seehausen. „Wenn man Geld hat, kann man alles anfangen, Doctor. Alles, was die Erde hervorbringt, gehört uns, können wir kaufen."

„Richtig," antwortete der Doctor, „aber ist denn das ein so großer Vorzug? Wachsen diese verschwendungs-

süchtigen, auf ihr Geld pochenden Männer dadurch in der Achtung ihrer Mitmenschen? Wird ihr Uebermuth nicht meist lächerlich, und wendet nicht der bessere Theil der Gesellschaft sich von ihnen ab?"

„Sie sind ein Philosoph, Doctor, darum verachten Sie das Geld."

„Oh, ich verachte das Geld nicht," erwiderte Hellmuth, „denn ich weiß recht gut, welche Macht es besitzt und was damit bewirkt werden kann; aber das Geld allein in den Händen dieser Leute, die nichts weiter kennen als das Metall, auf nichts weiter sinnen, als auf Genuß, und nichts weiter achten, als die Geldmacherei, ist mir allerdings verächtlich."

„Nun," sagte der Hauptmann, dem es Vergnügen zu gewähren schien, den armen Hospital-Arzt so sprechen zu hören, „was achten Sie denn, Sie Weltweiser, bei der blechernen Kaffee-Maschine? Was schreiben Sie da? Wenn Sie Geld hätten, würden Sie sich nicht damit abquälen."

„Sehr wahrscheinlich," versetzte der Doctor, „würde ich so leben, wie ich jetzt lebe; schreiben, was ich so eben schreibe, würde ich auf jeden Fall."

„Alle Wetter! das muß was ganz Besonders sein. Etwa die Kunst, Gold zu machen?"

„Es ist eine Abhandlung über die medicinische An-

wendung der Gifte und deren heilkräftige Wirkungen auf den menschlichen Organismus."

„Pfui Teufel!" rief Seehausen. „Giftmischerei! Wie können Sie sich damit einlassen?"

„Ich habe interessante Studien dazu gemacht," erwiderte der Doctor, „Entdeckungen, welche Aufsehen erregen werden. Die Akademie hat zu Preisschriften aufgefordert, ich habe auch eine eingereicht."

„Und wenn Sie den Preis gewinnen, was bekommen Sie dafür?"

„Vierzig Ducaten."

„Das macht mit dem Agio höchstens hundert und dreißig Thaler. Wie lange haben Sie an Ihrer Abhandlung gearbeitet?"

„Oh, eigentlich arbeite ich daran seit Jahren," erwiderte der Doctor stolz lachend. „Manche Nacht habe ich durchgrübelt, jede freie Minute mich mit Versuchen und Untersuchungen beschäftigt, und während der letzten sechs Monate habe ich meine Anstrengungen verdoppelt."

„Gott im Himmel!" sagte Seehausen, seine Hände faltend, „was ist deine Welt für eine sonderbare Welt! Dieser würdige und weise Mann hier quält sich seit Jahren Tag und Nacht ab, um einhundert und dreißig Thaler Courant möglicher Weise zu erwischen; ich habe vor wenigen Abenden im Zeitraume von höchstens einer Stunde beinahe eben so viel dem edlen kunstsinnigen Reichenbach

im sündhaften Kartenspiel abgenommen; er dagegen behandelte meinen elenden und mühseligen Gewinn mit Verachtung und erzählte mir zum Hohn und anderen Leuten zum Neid und Aergerniß, wie er das Fünfzig- und Hundertfache oft schon in einem Augenblick, durch einen Federstrich oder mit einem Wort in die Tasche gesteckt habe."

„Und der einfältige Mensch weiß doch weiter nichts damit zu thun, als sich mit allen Lumpen seiner Eitelkeit zu behängen," fiel der Doctor ein. „Fallen diese morgen von ihm ab, was bleibt übrig? Wird er eingescharrt, wer fragt noch nach ihm? Der ganze nichtsnutzige Plunder nimmt so sein Ende."

Das heisere Gelächter des Hauptmanns drückte dessen Vergnügen aus. „Es wäre köstlich, sagte er, wenn die noble Gesellschaft bei unserer geliebten Tante und diese selbst Sie hören könnten, Doctor. Und was Sie für ein finsteres Gesicht jetzt machen! Ich glaube, Sie wären im Stande, sich ein paar Schlachtopfer für Ihre Vergiftungen auszuwählen."

„Wenn das helfen könnte, um die Welt zu bessern," erwiderte der Hospital-Arzt, „so würde ich mich nicht lange besinnen, und wahrlich," setzte er hinzu, indem seine Augen sich langsam auf das Wandspind hefteten, „mit wenigen Tropfen aus einer meiner Phiolen sollte all ihr Gelddurst auf ewig gestillt sein."

„Aber was war das für eine Gesellschaft, von der Sie

sprachen?" fuhr er fort, als Seehausen nicht sogleich antwortete. „Meinen Sie am Mittwoch, wo — ein Fest gefeiert wurde."

„Susettens Geburtstag," sagte Seehausen.

„Sie waren natürlich dazu eingeladen, Herr Hauptmann."

„Sie nicht, Doctor?"

„Das ist eben so natürlich," erwiderte Hellmuth, indem er den lauernden Blick des Hauptmanns abprallen ließ.

„Wie so?" fragte Seehausen. „Warum setzt man Sie zurück?"

Ein leichtes Roth stieg in das bleiche Gesicht des Hospital-Arztes, er fing aber an zu lachen. „Ich fühle mich durchaus nicht zurückgesetzt," erwiderte er. „Es ist durchaus richtig, daß ich in solche Gesellschaften nicht passe."

„Der Hauptmann beugte sich vor und faßte des Doctors Arm. „Still!" sagte er, die kleinen Augen zusammen kneifend, „wir sind Leidensgefährten, Doctor. Wenn das alte, geizige Weib wollte, wie sie sollte, wären wir Beiden nicht auf einem anderen Platze, He?! Kein Wort, Doctor! was Sie auch sagen mögen, es ist dennoch wahr. Hat sie nicht genug vom Mammon, und hat der Teufel selbst ihr nicht noch eben jetzt einen großen Gewinn an den Hals geworfen? Was haben wir davon? Oho, wir?! Je mehr Geld, je mehr Gier danach! Lumpig ging's her bei diesem

Feste. Sie hätten hören sollen, was gespottet wurde, und doch sollte es eine Art Zauberfest sein zu Ehren des großartigen Ereignisses. Sie wissen doch?"

Der Doctor sah ihn an, als seien seine Gedanken auf Reisen gegangen. Er hatte wirklich auch nur die letzten Worte gehört. Er nickte mit einem leisen Lächeln und stützte den Kopf in die Hand.

„Nu, es ist allerdings ein erfreuliches Ereigniß, und es ist wunderbar, wie das verknöcherte Herz des alten Weibes dabei warm wird."

„Das ist die Macht der Liebe," sagte Hellmuth.

„Was, Liebe!" fiel Seehausen ein, „Eitelkeit ist es, Doctor. Verdammt will ich sein, wenn es nicht alles aus Eitelkeit geschieht!"

„Aber Susette, Fräulein Susette verdient ihr Glück."

„Warten wir es ab, ob es ein Glück ist," versetzte Seehausen. „Manches sieht so aus, allein ehe man's denkt, wird ein Unglück daraus."

„Das möge Gott verhüten! Fräulein Susette befand sich doch wohl bei dem Feste?"

„Wie ein Eichkätzchen! wie ein Murmelthierchen!" — Der Hauptmann lachte heiser auf, seine kleinen listigen Augen waren kaum mehr zu sehen. „Nu," sagte er dann im entschuldigenden und beifälligen Tone, „sie übt sich bei Zeiten in den nöthigen Formen, denn im nächsten Winter wird sie auf ihren Bällen die erste Tänzerin sein."

Der Doctor stand unruhig auf. „Hat sie denn getanzt?“ fragte er.

„Wie eine Bacchantin! wie eine Sylphide! Es war kostbar, es war unvergleichlich.“

„Wie ist das möglich?“ fragte Hellmuth. „Sie liebt den Tanz nicht, sie versteht auch gewiß wenig von dieser wohlfeilen Kunst, und endlich soll sie nicht tanzen, ich habe ihr das wiederholt als Arzt zur Pflicht gemacht.“

„Danach fragen die Mädchen nicht, Doctor, wenn sie mit dem Geliebten herumhüpfen können.“

„Mit dem Geliebten?“ wiederholte Hellmuth.

„Geliebt oder nicht geliebt, die Sache ist in Richtigkeit. Aber warum soll unser tanzlustiges Susettchen nicht einen jungen Baron lieben, dem zwei tadellose Beine gewachsen sind?“

Mit einem Male begriff der Hospital-Doctor alles. Es war, als liefe ein Zittern über sein Lippen. Er sah vor sich hin, als rolle ein Vorhang vor ihm auf. „Lorberg heißt er, nicht wahr?“ fragte er.

Der Hauptmann nickte. „Kennen Sie ihn?“

„Nein, aber — glauben Sie, daß Fräulein Susette — damit einverstanden ist?“

„Warum denn nicht, Doctor? Ein Baron, dabei jung und hübsch. Damit sind alle Mädchen einverstanden.“

„Und er?“

„Was meinen Sie? Meinen Sie etwa, daß es wie

gewöhnlich hergeht? daß der Herr Baron das liebe Susettchen für eine Geldkatze ansieht, die er sich um jeden Preis anschnallen will?"

„So niedrig denke ich nicht von ihm, obwohl ich ihn niemals sah," erwiderte der Doctor sich aufrichtend. „Wenn es wahr ist, was Sie sagen, wenn Fräulein Susette ihm ihre Neigung zuwendet, so muß es ein ehrenwerther Mann sein, sonst wäre es unmöglich."

Seine Begeisterung war dem Hauptmann äußerst spaßhaft, es war ihm kaum möglich, sein Hohngelächter zurückzuhalten. „Sie sind ein edler Charakter, Doctor," sagte er mit so vielem Ernst, als er aufbringen konnte, „aber Sie haben Recht. Lorberg ist ein sehr würdiger junger Edelmann und obenein ein Vetter von mir. Sie werden ihn kennen lernen und charmant finden."

„Dann werde ich ihm mit Freuden Glück wünschen," antwortete der Doctor.

„Bravo!" rief Seehausen, aber er hielt inne, legte den Finger an seine Nase und runzelte seine Stirn. „Wenn man sich aber dennoch täuschte, Doctor? — Es ist eine sündenvolle Welt — täuschen kann man sich leider in allen Menschen — wenn mein geliebter Vetter doch etwa ein Wolf im Schafskleide wäre?"

„Darüber seien Sie ganz ruhig," erwiderte Hellmuth mit der größten Gewißheit lächelnd. „Es gibt zwar viele Heuchler und schlechte Subjecte, wenn aber Fräulein

Susette seine Bewerbungen annimmt, wenn Sie Recht haben, Hauptmann, daß sie ihn für würdig hält, ihm ihre Hand zu reichen, so muß er ein ausgezeichneter Mann sein."

„Edler Doctor! Sie haben den richtigen Glauben," sagte Seehausen hohnvoll, „Sie müssen dafür belohnt werden und auf Susettens Hochzeit tanzen."

„Wenn's nicht zu rasch geschieht, lerne ich es noch," lächelte der blasse Arzt mit seiner gewohnten ruhigen Freundlichkeit; „doch jetzt muß ich leider an andere Dinge denken, sehr werther Herr Hauptmann, an meine armen Kranken, die mich erwarten."

„Der Hauptmann verstand den Wink und verabschiedete sich ohne Zögern, nachdem er einen letzten Spaß über die genauen Studien zum Besten gegeben, welche Susette an ihrem ausgezeichneten Anbeter machen würde, der da Morgens, Mittags und Abends sich einstelle, um seinen Werth von ihr prüfen zu lassen. Dann machte er, daß er fort kam, denn seinen Zweck hatte er erreicht, und gelacht hatte er hinlänglich. Während er aber vergnüglich die Treppe hinabstieg, verschwand das Lächeln aus dem Gesicht des armen Hospital-Arztes. Die Pfeife war ihm längst ausgegangen, und der Rest seines bescheidenen Morgentrankes stand unberührt. Er schaute ernsthaft in die düstere Flut der Tasse, als wollte er Prophetensprüche herauslesen. Der melancholische Ausdruck seines Gesichtes

trat stärker hervor und seine bleichen Lippen preßten sich zusammen, seine Hände hoben sich langsam auf und deckten sich über seine Augen. Wenn er Recht hätte, flüsterte er, wenn ich aus dem Hause gebannt wurde, damit ich nicht sehen sollte, wie sie . . .! Er fuhr nicht fort, aber er stand noch einige Augenblicke bewegungslos, bis er plötzlich mit beiden Händen durch die Luft stieß, als wollte er etwas von sich schleudern.

Wie kann ich das nur denken! rief er dabei. Nein, nein! vergib mir, theure Susette! Du kannst nichts Böses, nichts Schlechtes thun. Dieser Hauptmann ist ein Lügner! Nicht einen Augenblick will ich mehr an dir zweifeln, durch nichts mich irre machen lassen. Ich glaube an dich, theuerste Susette, du wirst meinen Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

Während er dies sagte, warf Seehausen draußen noch einen höhnenden Blick auf seine Thür und ging weiter. Ich kann dem alten Weibe die Versicherung geben, lachte er, daß sie von diesem dummen Heiligen nichts zu fürchten hat. Ein kostbares Kerlchen mit seinen Giften und seinen tiefsinnigen Untersuchungen für einhundert und dreißig Thaler Courant! Das muß ich dem Reichenbach erzählen. Einhundert und dreißig Thaler möglicher Weise zu gewinnen gegen jahrelange Arbeit bei Tag und Nacht!

Unter solchen Vorstellungen, mit denen er sich erquickte, verfolgte er den ziemlich weiten Weg vom Hospital nach

seiner Wohnung. Er hatte von der Frau Commercienräthin einen geheimen Auftrag erhalten, um dessentwillen er den Doctor aufgesucht hatte. Er sollte erforschen, ob etwa, wie die Tante sich ausdrückte, dieser Ludwig wirklich so verrückt sei, sich etwa in den Kopf gesetzt zu haben, daß er jemals seine Hand nach Susetten ausstrecken könnte; zugleich sollte er ihm beiläufig mittheilen, daß Susette sich nächstens mit dem Freiherrn von Lorberg verloben würde, und endlich sollte er herausbringen, ob der Hospital-Doctor etwa gar ein Liebesverhältniß mit Susetten angefangen habe, und ihn darüber ausfragen. Seehausen glaubte, diesen delicaten Aufträgen vollständig nachgekommen zu sein, und stellte sich einen launigen Bericht zusammen, als er plötzlich in einiger Entfernung vor sich seinen Vetter erblickte. Er hätte diesen einholen können, denn Richard von Lorberg ging langsam wie ein Aristokrat, der durch seinen Gang schon beweis't, daß er seine Zeit nicht zum Gelderwerb nöthig hat; aber der Hauptmann hatte keine Lust dazu. Seit dem Feste bei der Frau Commercienräthin hatte er ihn nicht gesehen, obwohl er ihn alle Tage erwartet hatte. Den Grurd davon errieth der Hauptmann mit Sicherheit; Lorberg wollte überhaupt nichts mehr mit ihm zu thun haben, und dieser Gedanke erregte ein rachlustiges Gefühl in ihm. Wenn die reichen Börsenmänner und Speculanten ihn hochmüthig behandelten, machte er sich gar nichts daraus, aber mit diesem leichtsinnigen

Vetter, den er brüderlich aufgenommen, der ihm Dankbarkeit schuldig war, und von dem er Dankbarkeit erwartete, stand es anders. Indem er noch unschlüssig überlegte, ob er eine Begegnung herbeiführen sollte, bemerkte er mit Vergnügen, daß Lorberg in die Königsstraße einbog und ihm selbst einen Besuch zugedacht hatte. Er ging richtig in das Eckhaus, Seehausen aber kehrte sich um, damit er ihn nicht etwa sehen möchte. Habe ich so lange auf ihn gewartet, sagte er, so mag er jetzt selbst sehen, wie warten thut. Zur Abwechselung kann er meinem Engel den Hof machen, ich gönne ihm dieses unschuldige Vergnügen. Dann aber werde ich dich in meine Hände nehmen und unsere Rechnung abschließen, Vetterchen!

Richard von Lorberg stieg inzwischen die Treppe hinauf und fand auf dem Flur die beiden Kinder des Hauptmanns, halb angekleidet und eben so schmutzig, wie er sie an jenem Abend gefunden. Sie spielten mit einem großen Gummiball und liefen, als sie ihn plötzlich vor sich sahen, durch den offenen Corridor in das nächste Zimmer. Dahin folgte Richard ihnen ohne Zögern nach und kam so zu einem unerwarteten Anblick.

Vor Lorberg lag auf dem Sopha ausgestreckt Frau von Seehausen, in einem Buche lesend. Obgleich es nicht mehr früh war, befand sie sich doch noch im Morgenjäckchen und in Unterkleidern, welche in malerischer Unordnung sie einhüllten. Vor dem Sopha standen ein Paar

niedergetretene Morgenschuhe, auf dem Polster aber kreuzten sich zwei so niedliche kleine Füße, wie man diese wünschen konnte. Es kam Richard vor, als sei deren Freiheitslust so groß, daß sie an verschiedenen Stellen selbst die Fesseln des Strumpfes durchbrochen hätten; aber er behielt keine Zeit, seine momentanen Beobachtungen zu vervollständigen. Die hübsche Cousine hatte bei dem Hereinlaufen der Kinder und den ihnen nachfolgenden Schritten ihre Lage nicht verändert, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß es ihr Mann sei; als sie jedoch, über den Rand des Buches blickend, den Fremden wahrnahm, sprang sie auf und lief davon. Sehr erschrocken jedoch schien sie nicht zu sein, den jenseits der Thür rief sie zurück: „Nur einen Augenblick, Herr von Lorberg, bitte! und ein muthwilliges Lachen folgte hinterher."

Lorberg lachte auch. Er dachte an seinen praktischen Vater, von dem er öfter die weise Lehre vernommen, man müsse niemals über eine Frau urtheilen, noch viel weniger aber eine heirathen, die man nicht vorher in den Unterröcken gesehen habe. Er griff nach dem Buche, das die überraschte Cousine fortgeworfen und fand die Uebersetzung eines französischen Romans von Dumas; nun erinnerte er sich auch, wie Seehausen über die Leidenschaft seiner Frau für die Literatur gespottet hatte, und zweifelte nicht daran, daß sie diese Beschäftigung allen anderen vorziehe.

Nach wenigen Minuten trat die hübsche Cousine wieder

herein, sie hatte sich vortheilhaft verändert. Ein blaues Kleid verdeckte alle Geheimnisse, ein Häubchen mit rothen Schleifen verbarg die gesammte ungeordnete Haarfülle, und das große Shawltuch, wenn auch von verschossenen Farben und mit altersschwachen Zeichen, bildete eine artige Draperie.

„Sie haben mich schön überrascht," sagte sie, allerliebst lächelnd, „aber wer konnte das denken! Glaubte ich doch, Sie hätten uns ganz vergessen."

„Das würde unmöglich gewesen sein," erwiderte er.

„Wer wird leichter vergessen als Frauen!" fuhr sie fort. Alle Romane handeln davon. Setzen Sie sich zu mir Cousin."

„Wenn ich nicht lästig bin. Wo ist Seehausen?"

„Ich bin erfreut, Sie zu sehen. Seehausen ist früh schon ausgegangen, doch wird er gewiß bald zurückkommen."

Er setzte sich zu ihr, und bald waren ihre Mittheilungen im vollen Gange. Es war natürlich, daß diese hauptsächlich sich auf die Frau Commercienräthin und Susetten bezogen. Frau von Seehausen verrieth durch ihre Aeußerungen, daß sie wisse, was Lorberg's Absicht sei; allein je mehr sie damit hervortrat, um so mehr zog er sich zurück und war zu keinem Bekenntniß zu bewegen. Dadurch ließ sich die hübsche Frau nicht abschrecken, sie setzte ihre Scherze fort, während er vergebens versuchte, ihnen

zu entrinnen, und sein Gesicht immer ernster und kälter wurde.

„Ich kann Ihnen etwas mittheilen,“ sagte sie endlich, als er auf nichts hören wollte, „was Ihnen Freude machen wird. Meine Tante ist Ihnen so gewogen, wie keinem zweiten Sterblichen. Es wird Ihnen keine Mühe machen, von ihr zu erlangen, was Sie wünschen.“

„Das ist allerdings sehr erfreulich für mich, da ich die Frau Commercienräthin sehr hoch schätze,“ erwiderte er.

„Wirklich, das ist ja herrlich! Ich ging nach Susettens Geburtstag hinüber, um nachträglich meine Gratulation abzustatten, und obwohl meine Tante ökonomisch ist, war sie dennoch voller Freude über den Abend und erzählte mir ganz entzückt, wie liebenswürdig Sie gewesen und wie viel Sie getanzt hätten.“

Bei dieser Erinnerung wurde er roth. Auch sie spottete darüber! „Sie waren nicht zugegen,“ sagte er, „was ich bedauerte.“

„Künftig tanzen Sie mit mir, Cousin, lachte sie. „Sie werden doch Bälle geben?“

„Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Mir? Sie wollen sagen, Susetten. Aber was thut's. Wir werden Freunde bleiben, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel, ganz ohne Zweifel!“ rief er verwirrt aufstehend. „Aber da kommt Seehausen.“

Freudig aufathmend sah er den Hauptmann herein-

treten und ging ihm entgegen. Es war ihm unerträglich geworden, ein Gespräch fortzuführen, bei welchem er heucheln und lügen oder den wahren Zustand seiner Gefühle aufdecken mußte, was er nicht konnte. Dieser Frau gegenüber hätte er es am wenigsten vermocht.

„Ich habe längst zu Ihnen kommen wollen," sagte er entschuldigend zu dem Hauptmann, „allein meine Zeit erlaubte es nicht."

„Sie hatten zu viel mit angenehmeren Gegenständen zu thun, um an uns zu denken, Vetterchen," erwiderte Seehausen geschmeidig. „Wir können warten, bester Lorberg, alte Freunde setzt man immer ein wenig hintenan. Heh! besonders wenn das Herz erfüllt ist mit einem holden Bilde, das für nichts weiter Raum läßt."

Die kleinen Augen funkelten, während Lorberg zu lächeln versuchte. „Es ist möglich," sagte er, „daß mein Herz sehr beschäftigt ist, aber es wird darüber das Nöthige nicht vergessen. Ich habe viel mit dem Ordnen meiner Angelegenheiten zu thun gehabt, um welche ich mich leider bisher viel zu wenig bekümmert habe."

„Solche Blicke in die inneren Angelegenheiten, um Ordnung herzustellen, haben zuweilen ihre Schattenseiten," lachte Seehausen. „Nur Geld, Vetterchen, nur Geduld, wir stellen Alles wieder her."

„Ich habe Vieles zu bereuen," sagte Richard, „doch diese Zeit ist vorüber."

„Man muß umkehren, bereuen, fromm werden," fiel Seehausen ein. „Geh, mein Engel, bringe uns eine kleine Stärkung dazu. — Arbeit macht das Leben süß, Vetterchen."

„Arbeiten, ja, das möchte ich," sagte Lorberg, seinen Kopf stützend. „Ein häusliches, stilles Leben will ich in Zukunft führen, mag es so einfach sein, wie es sein kann."

„Bah!" versetzte Seehausen, „Grillen und Blasen sind's, weiter nichts. Was zum Teufel brauchen Sie jetzt an ein stilles Leben zu denken! Lustig soll es sein, herrlich soll es sein, alle Tage ein neues Bild, dafür sorge ich, Vetterchen, ich!" — Er setzte den Finger auf seine Brust und sah ihn mit voller Sicherheit an."

„Sie haben gar nichts weiter zu thun," fuhr er fort, „als nächsten Tages, wenn Sie wollen, unsere würdige Tante bei der Hand zu fassen und ein paar Küsse darauf zu drücken. Es ist allerdings nicht eben besonders einladend, aber wenn's auch des Teufels Großmutter wäre, so ist sie's werth! Die Sache wird abgemacht sein, ehe einer Drei zählen kann, und hinterher liegt ein Leben voll Freuden."

„Ein Leben voll Freuden?" murmelte Lorberg.

„Allerdings. Oho!" — er neigte sich zu dem Freiherrn nieder. — „Was giebt Freuden? das Geld. — Wer hat das Geld? die Handelsleute. — Was muß ein anständiger Mensch thun? Er muß die Tochter oder Nichte

solches alten Gauners heirathen, der zusammen raffte, was er fassen konnte."

„Ein schmählicher Verkauf!" sagte Lorberg.

„Bah!" antwortete Seehausen, „wer gewinnt dabei? Wird aus der Krämerstochter nicht eine Frau von Stand? Wird die ganze Sippschaft nicht geehrt? Und ist es nicht auch meist die schönste Waare, die eingekauft wird?" — Er schlug ein gemeines Gelächter auf. „Bei Gott!" fuhr er dann fort, „es gehört ein Entschluß dazu, die Frau Commercienräthin, als vielgeliebte Tante in den Kauf zu nehmen, und Susettchen mit allen ihren Tugenden und schönen Künsten ist auch nicht eben ein Engel. Aber es thut Alles nichts! alles nichts!"

Ein gelinder Schauder lief durch Richard's Mark. Der Hauptmann sah, wie seine Stirn sich zusammenzog und seine Augen starr niederblickten. „Possen!" rief er, „kein vernünftiger Mann wird ein Gesicht heirathen wollen; ist es angenehm, um so besser, doch die Hauptsache bleiben die gewichtigen Gründe. Wäre es Ihnen um ein Gesicht zu thun, Vetterchen, so müßten Sie der Clavierspielerin nachlaufen, der schwarzen Mamsell, der Lehrerin. Wie, zum Henker! hieß die Person?"

„Christine Streit," sagte Lorberg.

„Richtig! Streit, aber es wird um sie kein großes Streiten sein. Hübsch ist sie, Donnerwetter! ja; aber was hilft ihr die Larve. Das Fleisch verwelkt."

„Es ist auch Geist in dem Fleisch,“ murmelte Richard.

„Geist! Was hilft der Geist, der keine Ducaten schaffen kann! Diese Christine Streit kann mit allem ihrem Geist doch niemals für einen Mann wie Sie ein Gegenstand ernsthafter Absichten sein.“

„Und warum nicht?“

„Warum nicht?“ — Der Hauptmann lachte auf. „Ich dächte, dazu wäre keine lange Erklärung nöthig. Was, zum Teufel! wollten Sie mit einem Weibe, und wenn's Frau Venus selbst wäre, das Weißenstein nicht einlösen, die Schulden nicht bezahlen, die Rechnungen nicht decken kann? Der liebenswürdige, kunstverehrende Reichenbach war entzückt von ihr. Das ist ein Mann, Vetterchen, für den wäre sie wie geschaffen, wenn er nicht schon seine schöne Frau am Halse hätte. Aber was thut's! Er kauft ihr ein Landhaus, er hält ihr Equipage, er bietet ihr für das schwarze Röckchen einen Frachtwagen von lyoner Seide.“

„Wenn ich wüßte, daß er eine Unverschämtheit beginge!“ sagte Richard heftig.

„Bah! ich denke, er wird nächstens so frei sein,“ unterbrach ihn Seehausen, „und sie wird nicht Nein sagen.“

„Wie können Sie in so elender Weise von der Ehre einer Dame reden, die Sie nicht kennen?“ sagte Richard von Lorberg, und sein Gesicht wurde so drohend, daß der Hauptmann verstummte.

„Was — oho! Spaß hoffentlich," lachte er verwirrt. „Was geht das Sie an, Vetterchen! Wollen Sie zum Ritter für die Jungfer Schulmeisterin werden, oder wie — hehe! sehe Jeder wie er's treibe — wollen Sie etwa das hübsche Ding da als Hausfreundin bei Susetten behalten?"

„Was ich thun werde, wird meine Sache sein," erwiderte Lorberg gezwungen kalt, „haben Sie die Güte, dieses Fräulein sowohl, wie mich selbst nicht länger als Gegenstand Ihrer Scherze zu betrachten."

Der Hauptmann verstummte nochmals, und es entstand eine Pause. Der Ton des Freiherrn war so gemessen und sein Anblick so wenig einladend, daß eine leichtsinnige Antwort zu geben, bedenklich schien. Seehausen begnügte sich daher mit einem Grinsen, das halb wehmüthig, halb boshaft ausgelegt werden konnte, wie ein Hund, der bei seinem Wedeln noch ungewiß ist, soll er sich ducken oder die Zähne zeigen.

„Aber tausend Sakerment!" schrie er nach einem Augenblicke, „wir werden uns doch nicht streiten wollen über ein Wesen dieser Art, Vetterchen, Bundesgenosse, Schwager, so Gott will, ehe wir drei Monate älter sind! Fort mit allen Grillen! sage ich, Ihre Sache steht, auf mein Wort! wie ich es nie gedacht hätte. Die Tante ist so verliebt, wie die Nichte. Jetzt rasch und energisch gehandelt, liebster Lorberg, rasch sage ich, ehe etwa der böse Feind seinen Stein in den Weizen wirft! Warum haben

Sie nicht schon am Geburtstage eine Erklärung losgelassen?"

Lorberg schüttelte unwillig den Kopf.

„Frische Fische, gute Fische!" rief Seehausen. „Es ist ein Goldfisch, also das Netz zu, sobald er drinnen ist! Und wissen Sie, was ich gestern gehört habe?" Er beugte sich zu Richard hin und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Die neunzigtausend Thaler, die unser großmüthiges Tantchen gewonnen hat, sind für Susetten bestimmt, sollen an ihrem Hochzeitstage baar ausgezahlt werden. Auf mein Wort, es ist so. Neunzigtausend! Donner und Doria! es ist anständig, und wenn unsere verehrungswürdige Tante einst aus diesem irdischen Jammerthal scheidet, was denken Sie, Lorberg, was zurückbleibt?" — Er hielt inne und spitzte lauernd seine Lippen. Richard schien vollkommen gleichgültig zu sein. — „Mehr als dreimal so viel," murmelte Seehausen. „Ich hätte es selbst nicht geglaubt, daß es so viel sei, aber Reichenbach hat es mir gesagt, der weiß ungefähr, was der liebe selige Commercienrath hinterlassen hat, und es ist noch mehr dazu gekommen. Also frisch darauf und keine langen Umstände gemacht! Der ist ein Thor, der das Eisen nicht schmiedet, wenn es heiß ist."

„Das soll man allerdings," erwiderte Richard, „aber" — er schwieg still und sagte dann im stolzeren Tone: „wir verstehen uns doch nicht."

„Nicht? oh! was fehlt daran?“ fragte sein Verwandter. „Ich kenne die Welt und kenne die Menschen, Vetter Richard, und ich will Ihnen etwas sagen: Sie möchten nicht nehmen, was Ihnen das Glück zuwirft, aber Sie müssen! Muß ist ein bitter Kraut, doch verdammt will ich sein, wenn ich nicht die bitterste Pille einschlucke, sobald ich mir sage: es ist nothwendig!“

„Ist das artige Susettchen eine Pille,“ fuhr er mit seinem heiseren, frivolen Lachen fort, „gut, so ist es wenigstens eine vergoldete. Warum wollen Sie es nicht machen, wie so viele andere vernünftige Leute, die solche Sache als ein Geschäft betrachten und als Geschäft behandeln? Mit kaltem Blut muß man den Handel schließen. Nur keine Sentimentalitäten bei einer Heirath, von der man reellen Nutzen erwartet! Ein Verliebter kann Narrheiten begehen, dazu hat er ein Recht, aber Männer, die wissen, was sie wollen, haben den Heiraths-Contract vor Augen.“

„Und jetzt noch Eins, was uns betrifft,“ begann er von Neuem, als Richard auch darauf keine Antwort gab. „Wir stehen uns ebenfalls bei dieser Angelegenheit als handelnde Parteien gegenüber und müssen geschäftsmäßig verfahren. Sie haben meinen Beistand gefordert, ich habe Ihnen diesen zugesagt. Sie sind zu mir gekommen, zu fragen, ob ich eine Frau für Sie wüßte, ich habe Ihnen diese vorgeschlagen, habe Sie mit ihr und unserer Tante bekannt gemacht.“

Lorberg machte eine Bewegung, als wollte er Einspruch thun, allein er lehnte sich wieder zurück, und Seehausen fuhr fort: „Hier sind Sie mit Beiden bekannt geworden, und ich bemühte mich und werde mich weiter bemühen, bis ich die Freude habe, Sie als meinen theuren Schwager zu umarmen. Ich bin Ihr Verwandter, Ihr Freund, Ihr treuer Diener zugleich und Ihr Vertrauter. Sie haben mir dafür versprochen, das mit mir zu theilen, was mir und meiner Familie ungerechter Weise wahrscheinlich entzogen werden soll. Sie werden Ihr Wort halten als Edelmann, daran zweifle ich nicht; aber wir sind sterblich. Wort ist Wort, Schrift ist Schrift, ich ziehe die Schrift vor." — Er zog ein beschriebenes Blatt aus der Tasche und hielt es Richard vor. „Nehmen Sie, lesen Sie," sagte er, „ich bin billig. Von den Neunzigtausend, die Susette bekommen soll, sichern Sie mir nur zwanzigtausend Thaler zu, das heißt Wechsel darüber, sobald die Verlobung veröffentlicht ist. Was die Tante hinterläßt, davon erbt meine Frau oder Kinder oder ich, wenn ich das Unglück hätte, diese theuren Wesen sämmtlich zu verlieren, die Hälfte, mag das Testament lauten, wie es will."

Die alte Frau mit dem schwarzen Kopftuch kam mit einem ehemals gelblackirten Kaffeebrett herein, auf welchem die bekannten Gläser standen, zwischen diesen aber eine Champagnerflasche. Hinter der alten Frau folgte die

hübsche Cousine, lieblich lächelnd, einen Teller voll Baumkuchen in der Hand. Sie hatte jetzt ihr Haar in wellige Scheiteln gelegt, den Seidenshawl umgeworfen, ein zierliches Schlüsselkörbchen am Arm; die gelben schadhaften Glacéhandschuhe fehlten nicht.

„Da kommt mein Engel!" rief Seehausen, indem er seine Arme ausbreitete. „Jetzt kein Wort mehr von Geschäften, bis wir ein Glas getrunken haben. Rücke den Tisch heran, mein Engel, und gib unserem geliebten Vetter Deinen Arm. Nein, Schatz, halt! ich will sagen, biete ihm Deinen Mund, ich erlaube es Dir, und wünsche ihm Glück; oder halt! nein, wünsche uns Glück und Dir Glück, daß er in kurzer Zeit zu unserer innigsten Freude uns mit dem theuren Namen Schwager angehören wird."

Der Hauptmann hatte entschiedenes Unglück bei seinen Toasten, denn eben hatte er mit dem Haken an seinem Taschenmesser, der gewiß oft schon ähnliche Thaten verübt, die Drähte an der Flasche zerbrochen, als der Pfropfen von dieser abflog und das edle Getränk nach allen Seiten hin sprudelte; zugleich stand Richard von Lorberg auf, und ohne von dem Glück, das ihm zuerkannt war, Gebrauch zu machen, verbeugte er sich vor der jungen Frau, die ohne Sprödigkeit ihn erwartete.

„Ich darf diesen Namen und die Rechte, welche sich mit ihm verbinden, noch nicht beanspruchen," sagte er, „denn noch weiß ich nicht, ob ich Fräulein Susettens Herz gewinne."

„Herz! Herz!" lachte Seehausen. „Die Hand, Vetterchen, die Hand!" Nehmen Sie Ihr Glas, wie Brüder und Schwestern wollen wir uns die Hände reichen."

„Ich trinke niemals Wein so früh," erwiderte Lorberg.

„Ah so," versetzte Seehausen, indem er sein Glas hinsetzte, „und das Papier dort wollen Sie auch nicht unterzeichnen?"

„Wenn es Zeit ist, werde ich alles erfüllen, was Sie wünschen können. Jetzt leben Sie wohl."

„Noch Eins," sagte Seehausen geschmeidig. „Sie haben mir Ihre Geldtasche geliehen."

„Lassen wir das auf ein ander Mal. Es wird mir Vergnügen machen, wenn ich Ihnen dienen kann."

Er verbeugte sich höflich steif und ging so rasch fort, daß Seehausen ihn nicht mehr erreichen konnte. Mit grimmigem Gesicht kehrte er zurück, ballte die Fäuste und schlug ein Hohngelächter auf, als er seine Frau betrachtete, die sich auf das Sopha gesetzt hatte und in dem Romanbuche weiter las, das dort lag.

„Da sitzt sie!" schrie er. „Wenn die Trompeten von Jericho bliesen und Alles über uns zusammenstürzte, sie kann lesen!"

„Schrei nicht so sehr, mir thut der Kopf weh," erwiderte sie gelassen. „Ich habe Alles gehört."

„Was hast Du gehört?"

„Daß er verliebt ist und Susetten nicht mag. Die

Lehrerin oder Clavierspielerin — was ist es für eine Person?"

Der Hauptmann stand mit offenem Munde, dann fielen ihm Gedanken ein, die den Scharfsinn seiner Frau unterstützten, seine kleinen Augen verloren ihren Zorn, sie funkelten vor Vergnügen. „Und dieser Mensch untersteht sich, uns mit Verachtung zu behandeln," sagte er, „er will tugendhaft werden!"

„Gib Acht," antwortete Frau von Seehausen, „Du wirst finden, daß ich Recht habe."

„Ich werde der Tante die Augen öffnen, ich werde Susetten die Augen öffnen," sagte Seehausen, auf und nieder gehend, „das ist meine Pflicht als Verwandter. Sie sollen erfahren, wie es mit ihm steht, er soll erfahren, was ein ehrlicher Mann ist."

Er klopfte lebhaft auf seine Brust, es that ihm wohl. „Glaubt er mich mit einem Almosen abzuspeisen, so wollen wir sehen, wer zunächst Almosen nöthig hat!" schrie er rachlustig. „Narr genug ist er, mit diesem schwarzen Satan ein Liebesabenteuer anzuspinnen, aber ich werde auch dabei sein, mein Engel! Wie eine Fliege will ich ihn zwischen meinen Fingern halten, und wenn ich ihn habe, Flora, wenn ich ihn habe, will ich ihm den heutigen Tag vergelten, mich rächen, Dich rächen!"

„Ich verlange gar nicht gerächt zu sein," sagte sie.

„Edles Herz!" rief der Hauptmann zärtlich, „aber

Deine Schwester, Deine Tante. Denn wie leichtsinnig er auch ist, aufgeben wird er Susetten nicht. Er möchte gern, aber er kann nicht. Wer das Messer im Nacken hat, wie er, der muß vorwärts, hinter ihm ist der Tod."

„So laß ihn sterben, Männchen!" lachte die hübsche Frau.

„Und wir leben!" rief Seehausen; „wir werden uns von diesem Pinsel nicht um unser vergnügliches Dasein bringen lassen. Da er nicht mit uns frühstücken wollte, so werden wir es ohne ihn thun. Hieher, mein Engel, nimm dieses Glas, ich trinke auf Dein Wohl. Es ist echter Cliquot."

„Ich danke Dir. Er ist sehr gut," sagte Frau von Seehausen.

Der Hauptmann schnalzte mit der Zunge, legte den Arm um sie und spitzte seine Lippen. „Schaum! Schaum!" schrie er, sein Glas schwingend. „Wir wollen zu denen gehören, die den Schaum schlürfen, mögen die Dummköpfe den Bodensatz behalten!"

Neuntes Kapitel.

Richard v. Loberg sprang die Treppe hinunter wie ein Gefangener, der den Häschern entronnen ist und sie an seinen Fersen wittert. Er lief davon, weil es ihm unmöglich war, die Gesellschaft des Hauptmanns länger zu ertragen, der ihn mit vertraulicher Freundschaft und mit Forderungen belästigte, die ihm unüberwindlichen Widerwillen einflößten. Er hätte sich nicht in eine solche Falle begeben sollen, aber er hatte einige Gründe, Seehausen aufzusuchen. Seit zwei Tagen war er nicht bei der Frau Commercienräthin gewesen, und in gänzlichem Zerwürfniß mit sich selbst, konnte er sich noch immer nicht dazu entschließen, seine Besuche zu erneuen. Heute hatte er eine Einladung von Fräulein Susettens Hand erhalten, die im Namen ihrer Tante anfragt, ob es ihm gefällig sei, Thee bei ihr zu trinken und einer kleinen Vorlesung beizuwohnen, welche im engsten häuslichen Kreise Statt finden solle. Er wußte nicht recht, was damit gemeint sei. Fräulein Susette hatte

einen Humor verschwendet, der Alles vollkommen unverständlich ließ und seine üble Laune vermehrte. Die ungewisse Antwort, er werde sehen, ob es ihm möglich sei zu erscheinen, war das Einzige, zu dem er sich entschließen konnte; das Billet aber, als er es aus dem Winkel, in welchen er es geschleudert, nochmals hervorholte, erregte doch seine Neugier. Susette hatte einige Ausdrücke gebraucht, bei denen sich allerlei denken ließ. Er solle Erstaunenswürdiges vernehmen, die Musen und Grazien würden ihn empfangen, Polyhymnia den Thee eigenhändig bereiten, Thalia ihn kredenzen, und so folgte ein bombastisches mythologisches Geschwätz, über welches sich sein Spott ergoß. Dann sann er darüber nach, wer damit gemeint sein könne, und indem seine geheimen Gedanken ihm Christine Streit verkörperten, brachten sie ihm zugleich die schöne Frau Reichenbach mit und jagten ihm Schrecken ein. War es diese, die ihn erwartete? Sollte er einen ästhetischen Thee-Abend erleben?

Er suchte Seehausen auf, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren, sah aber bald, daß dieser nichts wußte. Statt dessen hörte er Dinge, die ihn widerwärtig aufreizten. Die rohe Art, mit welcher der Hauptmann ihm seine Verhältnisse vorhielt, und die Rathschläge, welche er ihm ertheilte, verletzten ihn um so empfindlicher, weil er die Wahrheit darin nicht abläugnen konnte. Er suchte eine reiche Frau, und der Zufall hatte ihn ganz besonders be-

günstigt. In den ersten Tagen war er auch mit sich selbst einig, daß Fräulein Susette sein werden müsse. Er war eifrig in seinen Bemühungen, seine Besuche wiederholten sich, er hatte sich öffentlich mit den Damen gezeigt, hatte die Oper mit ihnen besucht, hatte ihre Einladungen angenommen, und er dachte über den Verlauf seiner Anstrengungen eben nicht viel anders, als Seehausen. In leichtsinniger Weise theilte er Jakob Wolf seine Erfolge mit und rühmte sich, daß Alles so gut als abgemacht sei, das war keine leere Prahlerei. Die Tante Commercienräthin kam ihm derartig entgegen, daß er blind hätte sein müssen, um nicht zu merken, was sie erwartete und wünschte. Sein Name, sein Rang, seine Artigkeit und seine Huldigung schmeichelten ihrer Eitelkeit. Sie hatte von Anfang an ihren Plan gemacht, und es stand bei ihr fest, ihre Nichte Susette sollte Baronin Lorberg werden. Sie wußte recht gut, wie ihre reichen Freunde und Verwandten über die Heirath ihrer älteren Nichte mit dem schäbigen Hauptmann spotteten, jetzt wollte sie ihnen dafür zeigen, daß sie für ihren Liebling einen Mann aussuchen könnte, der zu den ersten Kreisen der Gesellschaft gehörte, der jung und schön sei, mit allen Vorzügen ausgestattet, und um welchen Susette auch von der hochmüthigen Cousine Reichenbach mit all ihrem Gelde und all ihrem Großthun beneidet werden sollte.

Richard von Lorberg erkannte, daß er bei der Frau

Commercienräthin keine Fehlbitte thun würde, und eben so wenig, davon war er überzeugt, würde Susette ihn verschmähen. Sie war allerdings nicht schön, allein in der ersten Zeit fand er sie doch nicht abschreckend. Ihre Gesprächigkeit, ihre Beweglichkeit, ihre spaßigen Einfälle und dreisten Fragen gaben ihr den eigenthümlichen Reiz einer Art Naturkindes, das in formloser Eigenwilligkeit den Eingebungen des Augenblickes sich überläßt, dafür jedoch durch seine Naivität entschädigt. Susette war ihm wenigstens nicht lächerlich vorgekommen; erst an ihrem Geburtstage in der Damast-Robe, neben ihrem Vorbilde, dem sie nachzuahmen strebte, war ihr dies gelungen; aber seit dieser Zeit hatte sich auch mit Richard von Lorberg eine sonderbare Umwandlung begeben. Es war, als sei ihm sein Leichtsinn über Nacht abhanden gekommen, denn er wachte am folgenden Morgen als ein ernsthafter, trübblickender Mensch auf. Es schien ihm unmöglich, die Dinge mehr in dem Lichte zu sehen wie noch am Tage vorher. Grübelnd hielt er sich den Kopf und murmelte Verwünschungen über seine Vergangenheit, und wenn die Zukunft vor ihm aufstieg, preßte eine kalte Hand seine Eingeweide zusammen, die wie Feuer brannten. Er stellte sich vor, daß, wenn er verheirathet sei, er ein neues Leben beginnen könne, aber diese Heiraths-Vorstellung wurde ihm noch unheimlicher. Er dachte sich Susette mit der blumigen Robe, wie sie neben ihm her hüpfte und Possen trieb, und er konnte

nicht länger lachen. Die übermüthige Cousine, ihr kunstreicher Mann mit der spitzen Nase, die Leute von der Börse und vom Korn- und Spiritusmarkt, die Damen in Brillanten und ihre Töchter mit den Blumenkränzen aus Paris, selbst diese schlugen ein cannibalisches Gelächter auf, vor dem sein Blut gerann. Nur Eine, die ganz fern stand, verspottete ihn nicht, und das that ihm wohl. Das schwarze Fräulein richtete ihre Augen auf ihn, und wohin er sah, drehte sie ihren Kopf, wie sie ihn am Klavier gedreht hatte, um ihm nachzublicken, und dieser Blick verfolgte ihn auf sonderbare Weise von dieser Zeit an. Während er bei Seehausen auf dem Sopha saß und dieser ihm ins Gewissen predigte, das Geschäft rasch abzumachen, mußte er an sie denken, und als der frivole Mann, gleichsam als ahne er, was seinem Vetter passirt, das schwarze Fräulein zum Gegenstande seiner anzüglichen Ausfälle wählte, ergriff ihn ein solcher Grimm darüber, als sei er selbst tödtlich beleidigt worden.

Jetzt, auf der Straße, schämte er sich der Blöße, die er Seehausen gegeben, welcher sie auch sofort zu Aeußerungen über seine sonderbare Ritterschaft benutzt hatte, auf die er nichts zu sagen wußte. Richard von Lorberg hatte die Lehrerin nicht wieder gesehen, er hegte auch kein Verlangen danach; wenigstens sagte er sich dies sehr viele Male, als Resultat seiner Betrachtungen. Er wünschte mit diesem schwarzen Fräulein nicht wieder zusammen zu treffen; sollte

es aber dennoch geschehen, so wollte er sich aller Zeichen seiner Theilnahme enthalten. Bei alledem war es jedoch gewiß, daß er Seehausen vornehmlich auch aufgesucht hatte, um zu erfahren, ob sein würdiger Vetter von Christine Streit mehr wisse als er selbst, und ob sie vielleicht heute Abends bei Susetten zu erwarten sei.

Ungewiß irrte er durch die Straßen, ohne ein Ziel zu haben. Er mochte keinen seiner alten Freunde aufsuchen, seit einiger Zeit schon hatte er diese vermieden, denn er fürchtete jede aufdrängliche Neugier, jeden unberufenen Scherz über Gerüchte, welche vielleicht schon ihren Weg zu dem Kreis seiner Bekannten gefunden haben mochten. Indem er einen Stadttheil durchschritt, wo er hoffen durfte, keinem bekannten Gesichte zu begegnen, näherte er sich einem öffentlichen Garten, dem Parke eines ehemaligen königlichen Lustschlosses, das vor alten Zeiten außerhalb der Stadt, jetzt jedoch mitten darin lag. Als er unter den schönen hohen Bäumen ging, kam das Gefühl der Stille über ihn, die ihn umgab. Seine Gedanken sammelten sich. Hier war niemand, der sie stören konnte; er war der einzige Lustwandelnde. Der Tag war jedoch ein klarer, frischer Herbsttag; uralte Castanien und Linden füllten die Luft mit ihrem fallenden Geblätter, das unter seinen langsamen Schritten raschelte und mit den Färbungen des Todes seinen schwermüthigen Gedanken entsprach.

Richard von Lorberg dachte nach, was er thun müsse,

um nicht den Namen eines Thoren zu verdienen, den Seehausen ihm prophezeit hatte, dabei aber doch auch keine Handlung zu begehen, vor welcher seine Ehre zu erröthen hätte. Je mehr sein Verstand zu sprechen begann, um so gewisser wurde es ihm, daß er eigentlich doch auch nichts begehen wolle, was in Wahrheit die Stimme der Ehre verdammen mußte. Er wollte um die Hand einer Dame werben, deren Vater seine übertriebenen und mißglückten Speculationen mit einem Selbstmord beendet hatte. Im Mittelalter, vor hundert Jahren vielleicht noch, wäre die Tochter eines Selbstmörders gemieden und verachtet worden, in unserm aufgeklärten Jahrhundert aber konnte sie nur Gegenstand des Mitleids und der Theilnahme sein. Die Schwester Susettens war an einen Mann gerathen, der seinen schlechten Ruf wohl verdiente, aber was konnte Susette dafür? Seehausen war überdies sein eigner Verwandter. Daß sie endlich aus dem handeltreibenden Stande stammte, konnte nur verrotteten Vorurtheilen noch Bedenken einflößen. Aus diesem Stande waren in neuerer Zeit die bedeutendsten Männer, Minister und hohe Staatswürdenträger hervorgegangen. Dieser Stand aber — darin hatte Seehausen vollkommen Recht — hatte den Kitt in seinen Händen, mit dem die neue Welt und ihr Glück aufgebaut wird. Ihm gehört das Geld, mit dem man Alles kaufen kann, er sammelt Schätze, er ist es, der den Luxus hegt und trägt; denn ihm ist nichts zu theuer.

Er gewinnt zuweilen in einer glücklichen Minute mehr, als eine Grafschaft einbringt, als ein Premierminister Sold empfängt; alberner Hochmuth nur konnte also darin einen Anstoß finden. Was aber weiter mich selbst betrifft, fuhr Richard von Lorberg in dieser Betrachtung fort, so habe ich die Folgen allein mit mir abzumachen. Ist Susette nicht schön, wohlan denn, wer kann mich zwingen, eine schöne Frau zu nehmen! Diese Seite der Frage ist meine Sache ganz allein, ich habe nur dafür zu sorgen, daß ich mich und meine Ehre nicht Preis gebe, daß meine Ehe kein öffentliches Aergerniß gibt, daß ich in würdiger Weise mein eheliches Verhältniß aufrecht erhalte; was aber auch noch weiter eingewandt werden könne, fügte er leiser hinzu, es muß sich der Nothwendigkeit unterwerfen.

Der Seufzer, mit welchem er seinen Kopf sinken ließ, kam tief aus seiner Brust. „Der elende Mensch hat nur zu sehr Recht,“ murmelte er vor sich hinein, „ich kann nicht zurück, denn was soll ich beginnen! Diese Heirath allein wird mir aus dem Abgrunde helfen, in den ich mich gestürzt habe. Wäre das nicht, ja, dann — dann würde ich mein Herz wählen lassen, so aber — o Narrheit!“ rief er, sich gewaltsam erheiternd, „fort aus meinen Adern! Wer kann sagen, daß ich eine schlechte Wahl treffe? Die den Muth dazu haben, kann ich verlachen; die mich beneiden und mich klug und weise nennen, werden die ungeheure Majorität bilden. Was können sie meiner interessanten Braut nachsagen?

Ist sie nicht vor allen Dingin reich, dazu jung, und was ihren Verstand anbelangt, so wird diesen Niemand bezweifeln, eben so wenig wie was die Herrschaften Bildung zu nennen belieben. Französich spricht sie und schlägt das Clavier, was kann ich mehr verlangen! Was aber ihre Sittsamkeit betrifft, so bin ich sicher, daß Niemand sich rühmen kann, von ihr jemals ein Zeichen ihrer Gunst erhalten habe. In keines Mannes Arm hat sie geruht, kein Mund hat diese unschuldvollen Lippen berührt. Das alles gehört mir allein!"

Mit diesem halb laut hervorgestoßenen ironischen Hymnus bog er in einen Laubengang ein, der den Park beendete. Hier floß der Strom vorüber, und die Ranken des wilden Weins, aus welchem das Gehege bestand, senkten sich bis auf die Fassungsmauer nieder und bildeten ab und zu kleine Grotten, von denen aus man auf das flutende Wasser schauen konnte. In diesem Weingang aber, einige Dutzend Schritte entfernt, erblickte Richard von Lorberg zugleich ein lustwandelndes Paar vor sich, bei dessen Anblick er verstummte und nach einigen langsamer gemachten Schritten stillstand, um es schärfer ins Auge zu fassen.

Es war eine Dame und ein Herr, die in vertrauter Unterredung begriffen sein mußten; denn sie gingen dicht neben einander, eindringlich sprechend und in vertrauter Stellung, ohne Besorgniß vor Störung, vielleicht darauf bauend, daß zu dieser Zeit und an diesem Orte so leicht

kein Dritter sie beobachten würde. — Die Dame zur Rechten war von kleiner Gestalt und lebhaften Bewegungen, sie erinnerte Richard auf der Stelle an Fräulein Susette; doch eben so schnell lachte er darüber, denn welche Schicksalsgöttin hätte wohl seine kaum verklungene Ironie zum Widerspiel werden und die Spitze gegen ihn richten lassen! Die kleine, lebhafte Dame war elegant gekleidet, in einen großen Shawl gehüllt, der bis auf den Kies des Weges reichte und unter der Gardine des weißen Atlashutes verschwand. Auf diesen Shawl hatte der schlanke Herr an ihrer Seite seinen Arm gelegt und führte sie so in zärtlicher Nähe, während er zugleich den Kopf derartig zu ihr niederbeugte, daß den lauschenden Freiherrn die dringende Vermuthung überkam, daß er sie wirklich geküßt haben könnte.

Im ersten Augenblicke beabsichtigte Richard von Lorberg, diese selige Liebeswonne nicht zu stören, und gewiß wäre er umgekehrt, wenn die Dame nicht eben laut aufgelacht hätte, und zwar in einer Weise, die ihn so sehr an Fräulein Susettens Gelächter erinnerte, daß seine Neugier dadurch noch mehr gereizt wurde. Es war jedoch nicht Neugier allein, sondern es mischte sich damit ein rachsüchtiges und nach Genugthuung verlangendes Empfinden. War es Susette, so mußte er eine Erklärung haben. Er mußte wissen, wer es wagen konnte, seinen Arm um sie zu legen, er mußte überhaupt wissen, welches Geheimniß hier der Zufall ihm entgegenschleuderte.

So ging er weiter, und während er ging und rasch den beiden Belauschten näher kam, die noch immer nicht hörten und sahen, wiederholte sich das übermüthige Lachen, und eine Stimme sagte darauf: Du sollst sehen, daß er kommt. Er wird seiner Sehnsucht nicht widerstehen können.

In dem Augenblicke sah der Herr an der Seite der Dame sich um und eben so schnell flüsterte er dieser etwas zu, nahm ihren Arm, bog mit ihr vom Wege ab und führte sie in eine der kleinen Grotten an der Wasserseite, wo sie, das Gesicht dem Strome zugekehrt, auf diesen hinausschaute. Der Herr machte es eben so, allein er ermannte sich von seiner Ueberraschung, oder er wollte nicht überrascht scheinen. Als Richard von Lorberg dem Versteck gerade gegenüber war, wandte er sich um und schaute ihn dreist und messend an. Nichts in der Welt hätte besser bewirken können, Lorbergs Schritte zu beschleunigen.

Er konnte nicht daran zweifeln, daß dies Hermann von Feldheim sein verhaßter junger Vetter sei, den er ganz unerwartet vor sich sah. Den Hut in die Stirn gedrückt, den Kopf trotzig aufgehoben, den Arm in die Seite gestemmt und nachlässig mit seinem Stöckchen spielend, stand er da und zog unmuthig seine Augen zusammen, als er erkannte, mit wem er es zu thun habe. So feindlich wie bei jenem ersten Begegnen war auch jetzt dieses Anschauen der beiden jungen Männer, und eben so schnell kehrten sie sich fort, als hätten sie etwas Schreckliches erblickt.

Richard eilte, in einen Seitenweg einzubiegen, als er diesen aber erreicht hatte, drängte sich ihm ein spottsüchtiges Lachen auf. Das also war des Pudels Kern! rief er mit den Worten des Dichters. Ein leichtsinniges Abenteuer dieses edlen, kaum der Schule entlaufenen jungen Herrn. Glücklicher Vater! Schade, daß er nicht an meiner Stelle war. Doch was kümmern mich diese Menschen! Mögen sie verderben wie es ihnen beliebt."

Indem er weiter ging und den Garten verließ, verschwanden alle seine irrigen Vorstellungen, welche die abenteuernde Dame hervorgerufen. Daß es Susette nicht sein konnte, war gewiß, wer sonst unter dem großen Shawl stak, blieb gleichgültig. Nach einer Viertelstunde lachte er herzlich über seine lebendige Einbildungskraft und über seinen ritterlichen Zorn gegen die Ungetreue, deren Liebes-Intriguen ihn so heiß gemacht. „Ich muß es dem tugendvollen Susettchen wenigstens in Gedanken abbitten und ihr meine Reue beweisen," sagte er." „Wenn ich ihr meinen Verdacht gestehen könnte, wie würde sie mich verabscheuen oder auslachen! und letzteres verdiene ich allerdings einiger Maßen, denn nur mein überreiztes Gehirn konnte mir solche Streiche vorspiegeln."

Dieser Zwischenfall brachte die gute Wirkung mit sich, daß Richard von Lorberg in weit besserer Stimmung aus dem Garten kam, als er hineingegangen. Er hatte sich in seinen Entschlüssen befestigt, sein Muth hatte sich aufgerichtet,

er sah nicht ein, warum er verzweifeln sollte. Seehausen war er los, er wollte ihn auf immer vermeiden; das kleine Erlebniß im Garten belustigte ihn, und er fühlte keinen Widerwillen mehr, am Abend mit der Frau Commercienräthin und Fräulein Susetten oder mit den Musen und Grazien Thee zu trinken.

Etwas später als üblich machte Lorberg sich am Abend auf den Weg. Denn erstens wollte er dadurch beweisen, daß es überhaupt schwer für ihn gewesen, sich frei zu machen, zum anderen aber meinte er immer noch früh genug zu erscheinen, um dem Geschick, das ihn erwartete, die Stirn zu bieten; denn irgend ein schreckliches Schicksal war ihm sicherlich beschieden. Als er vor dem Hause stand und zu dessen Fenstern hinaufsah, fand er diese gegen seine Erwartung sämmtlich dunkel, nur in dem Wohnzimmer der Frau Commercienräthin schimmerte Licht hinter den Vorhängen. Die Gesellschaft mußte also nicht groß sein, allein gewiß war sie um so auserwählter. Wie ein Feldherr, der die Schlacht unvermeidlich vor sich sieht, stieg er die Treppe hinauf und zog die Klingel. Der Bediente öffnete und nahm ihm den Mantel ab, er erblickte nichts, was auf andere Gäste deutete, doch mochte er keine Frage thun. Er ging durch den Corridor und trat in das Zimmer, wo er keinen Laut hörte. Dies war erklärbar genug, denn Niemand befand sich darin, als Fräulein Susette, welche auf dem Sopha saß, ihren Kopf mit ihrer Hand

stützte und in einem Buche zu lesen schien. Auf dem Tische vor dem Sopha brannte eine große Lampe, von einem dichten chinesischen Blumenschirm bedeckt, der das gesammte Licht auf den Tisch niederdrückte. Voller Verwunderung blieb Richard von Lorberg stehen; bei dem Geräusche hob Fräulein Susette jedoch ihren Kopf auf, und eben so rasch kam sie ihm entgegen. „Sind Sie es wirklich, Herr von Lorberg!“ rief sie, und indem sie lachend in ihrer lebhaften Weise hüpfte, knixte und die Hände vor Vergnügen zusammenschlug, setzte sie hinzu: „wir haben Sie wirklich nicht erwartet.“

Die Naivität dieses Empfanges verwirrte den Freiherrn eben so wohl ein wenig, wie der Mangel aller Gesellschaft. „So bitte ich um Verzeihung,“ sagte er, „wenn ich gegen ihre Erwartung komme.“

„Ich bin, wie immer, erfreut,“ fuhr Fräulein Susette fort, „aber dieser Tag war ein Tag des Unheils. Wissen Sie, was ich vor hatte und was geschehen ist? Wir wollten einen genußreichen Abend feiern. Meine Cousine Doris versammelt wöchentlich einen geistreichen Kreis um sich, in welchem Literatur und Musik getrieben wird. Die neuesten Sachen werden vorgetragen, Gedichte gelesen, oft auch eine Komödie, wobei die Rollen vertheilt werden. Es ist sehr unterhaltend, sehr geistreich, nicht wahr?“

„Gewiß, höchst geistreich!“ erwiderte Richard, indem er im Stillen Gott dankte, der ersichtlich ihn davor beschützt hatte.

„Warum sollen wir also nicht auch geistreich sein?“ rief Fräulein Susette. „Jede Woche wollten wir einen Abend dazu bestimmen, und heute sollte der erste sein. Ich hatte einige Freundinnen eingeladen, dazu meine liebliche Cousine Doris mit ihrem Manne, so auch Sie, bester Herr Baron.“

„Sie sind sehr gütig,“ fiel Richard ein, „leider bin ich ein entsetzlich schlechter Vorleser.“

„Doch kein schlechter Schauspieler,“ lachte sie in ihrer formlosen Art. „Ein junger geistreicher Herr aus der Gesellschaft wird seine Rolle immer gut auszuführen wissen.“

Es blieb Richard nichts übrig, als zu versichern, daß er mit Vergnügen thun werde, was er vermöge.

„Nun sehen Sie das Unheil!“ fuhr Fräulein Susette fort; „die ganze Gesellschaft hat abgesagt, und auch von Ihrer Seite blieb kaum eine Hoffnung. Ich war in Verzweiflung!“

„Wir stillen diese ein ander Mal,“ erwiderte er.

„So daß ich Kopfschmerzen darüber bekam!“ rief sie, mit einer theatralischen Armschwenkung, das Taschentuch an ihre Stirn drückend.

„Das ist sehr zu beklagen, theuerstes Fräulein,“ versetzte er theilnehmend und mit der geheimen Absicht, sich schnell zu empfehlen. „Dann bedürfen Sie gewiß der Ruhe.“

„Und selbst meine Tante ist nicht hier," sagte Susette seufzend. „Sie hat den Abend nun benutzt, um Geschäfte mit ihrem Advocaten abzumachen und eine entfernt wohnende Freundin aufzusuchen. Ich darf sie nicht so bald zurückerwarten."

„Ich muß bekennen," antwortete er, „daß ich dies bei Ihrem Kopfschmerz für sehr zuträglich halte. Und eben deßwegen . . ."

„Der Kopfschmerz ist so ziemlich vorüber," unterbrach sie ihn, „aber ich bin allein, freilich nicht ganz allein, denn" — Fräulein Susette hatte bisher vor dem Tisch und der Lampe, dicht vor Richard von Lorberg gestanden, jetzt machte sie eine halbe Wendung und blickte nach dem Sopha hin — „meine Freundin Christine leistet mir getreulich Gesellschaft."

„Es regte sich etwas in der dunkeln Ecke, und ein Blitz zuckte durch Richards Blut und Kopf, als er die schlanke, leichte Gestalt der Lehrerin im Dämmerlicht auftauchen sah.

Gleich darauf hörte er ihre wohllautende Stimme, die wie Musik in seinen Ohren klang. Als er ihren Gruß erwiederte, sagte Susette: „Ich darf Sie kaum einladen, bei uns zu bleiben, Herr von Lorberg, denn wie sollen wir Sie schadlos halten für das, was Sie verloren haben? Wenn Sie jedoch nichts Besseres zu thun wissen und damit zufrieden sein wollen, ohne Polyhymnia und Thalia mit

uns Thee zu trinken, von mir bereitet und von Christinen gezuckert, so sollen Sie uns willkommen sein."

Lorberg fühlte plötzlich nicht die geringste Lust mehr, sich zu entfernen. Die Einladung wurde aufs artigste erwiedert. Er setzte sich den Damen gegenüber, und in kurzer Zeit brachte der Bediente das Theegeschirr und den kochenden Theekessel herein, welcher Gegenstand eines scherzenden Streites wurde, denn beide junge Damen wollten sich seiner bemächtigen, bis endlich Susette ihn ihrer Freundin überließ. „Gut," sagte sie, „ich will sehen, ob Du die Theebereitung verstehst; Herr von Lorberg und ich wir werden die gebührende Kritik üben."

„Ich unterwerfe mich und werde den richterlichen Spruch erwarten," erwiderte Christine Streit; „inzwischen darf ich behaupten, in einer guten Schule gewesen zu sein."

„Wo war das?"

„In Holland," sagte Christine, „dem wahren Vaterlande der Theetrinker."

„Sie müssen wissen, Herr von Lorberg," bemerkte Fräulein Susette, daß meine Freundin verschiedene große Reisen gemacht hat, in Holland und sogar in England gewesen ist."

„Als Gouvernante," sagte er in sich hinein, „der man das Theemachen für die gnädige Herrschaft aufpackt." Laut fragte er: „Wo hat es Ihnen am besten gefallen?"

„In der Heimat," versetzte Christine, „obwohl man daselbst gewöhnlich sehr schlechten Thee trinkt."

„Ich will hoffen," lachte Fräulein Susette, „daß Du der Heimat nun treu bleibst und Deine geschickte Hand Wundertränke bereitet, die jeden Widersacher bezaubern."

„Das Wasser kocht," erwiderte Christine, „sprudelnd kochendes Wasser ist nöthig, wenn der Zauber gelingen soll."

„Es geht dem Wasser somit wie dem Menschen," sagte Richard, in den Ton einfallend. „Lauwarmes und Halbes bewirken niemals eine innige Verbindung."

„Ein sehr richtiger Grundsatz und eine goldene Lehre," antwortete Fräulein Susette, den Finger in die Luft haltend. „Doch fahre fort mit Deinen Weisheits-Sprüchen, beste Christine."

„Nur wenn diese innige Verbindung erfolgt," sagte Christine, „kann das Aroma, dieser gewürzige Duft, sich völlig entwickeln."

„Sehr wahr, sehr einleuchtend," nickte Lorberg beistimmend. „Ohne diese Sättigung und Durchdringung findet keine Entwicklung der höchsten Kraft Statt."

„O, daß meine Cousine Doris nicht hier ist, um diese geistreiche Erklärung zu hören!" lachte Susette. „Ich werde es für sie aufschreiben. Fahre fort, liebe Christine."

„Dringend nothwendig ist es," begann Christine von Neuem, „nie mehr von dem siedendheißen Material zu nehmen, als gebraucht wird, denn der Zaubertrank darf

nicht lange stehen und erkalten; er muß frisch und heiß getrunken werden."

„Das ist sehr einleuchtend, Herr von Lorberg," sagte Susette. „Nur kein abgestandenes Getränk!"

„Das geschmacklos ist, oder den Geschmack verdirbt."

„Außerordentlich geistreich!" rief Susette. „Weiter, meine beste Christine."

„Um dessentwillen aber," fuhr Christine fort, „muß man sich ja hüten, zu wenig von dem aromatischen Zauberkraut zu nehmen. Es ist ein gefährlicher Irrthum, zu glauben, das starke Getränk erhitze zu sehr, sei schädlich, betäubend und zerrüttend. Im Gegentheil bringt eine geringe Dosis leicht Blutwallungen und Schwindel hervor, während das kräftige Gebräu belebt und stärkt und in dieser Stärke heilkräftig wird."

„Welche Klarheit des Gedankens!" sagte Susette, indem sie Richard von Lorberg mit ihren schalkhaft blitzenden Augen derartig ansah, daß er davor erschrak. „Die leidenschaftliche Durchdringung der beiden Ingredienzien muß also nicht als blaßgelber Strom erfolgen, sondern in dunklen und mächtigen Wellen, welche gleichsam über unseren Häuptern zusammenschlagen."

„Aber dennoch," fiel Christine ein, „müssen diese Wellen nicht etwa kochen. Ein solches barbarisches Verfahren würde den edeln Trank verderben. Das Feuer in ihm ist ein ätherisches, das die Hülfe der groben irdischen Flammen

nicht ertragen kann. Mit ihnen aufgekocht, erhält das zauberische Getränk einen rohen, ätzenden Geschmack, und davor muß man sich ganz besonders bewahren."

„Also echt und wahr, und vom himmlischen Feuer durchglüht muß dieses herrliche Getränk sein," lachte Fräulein Susette. „Wir müssen uns das merken, bester Herr Baron. O, wäre doch nur meine geistreiche Cousine hier, und mein Cousin, der vortreffliche Kunstkenner! Wie würden sich beide über Deine kunstvolle Anleitung freuen!"

Sie schielte dabei schalkhaft auf Richard hinüber, der in Gedanken sich versenkt hatte, die ihn auf einige Augenblicke beschäftigten. Es kam ihm vor, als enthalte diese Abhandlung einige allegorische Anspielungen, welche er sich wohl merken und auf sich beziehen sollte. Wollte ihm etwa das schwarze Fräulein zu verstehen geben, daß er ein ziemlich lauwarmer und lässiger Verehrer ihrer Freundin sei? Und wollte Fräulein Susette etwa ihn zu heißerer Anbetung ermuntern? Waren die zündenden Blicke, mit denen sie ihn bedachte, ein Vorspiel, das sie ihrerseits zum Besten gab, und sollte der Seitenblick auf die unreinen irdischen Flammen im Gegensatz zu dem ätherischen Feuer ihm andeuten, daß man eine leidenschaftliche, hingebende Liebe von ihm erwarte, welche, fern von allen elenden Nebenzwecken, sich in Fräulein Susettens holdseliges Bild versenke? — Einen Augenblick machte ihn diese Vorstellung ernsthaft, dann nöthigte sie ihm ein ironisches Lächeln ab, bis seine

Augen von Susetten auf die interessante Nachbarin hinüber streiften und an ihr hangen blieben.

In dem Dämmerlichte stand sie in dem schwarzen knappen Kleide, aus welchem der edel geformte Kopf sich erhob, mit sonnigen Augen und ihren reichen glänzenden Locken, die dieses schöne Bild einrahmten. Heute wie damals, wo sie in derselben Tracht mitten in der glänzenden Gesellschaft erschien, ließ sich nicht der geringste Schmuck entdecken, nicht einmal ein Goldgehänge in ihren Ohren; aber wer vermißte solchen Tand an ihr! Vielleicht besaß sie kaum mehr als dieses eine Gewand; dieser Gedanke fiel Richard ein und weckte seinen lebhaften Wunsch, ihr etwas recht Prächtiges schenken zu dürfen, glänzender, reicher, als alles was die Hochmüthigste besaß. In demselben Augenblicke aber verwarf er diesen Gedanken mit Verachtung, er schien ihm unwürdig zu sein, und seine gesammelte gute Laune kehrte zurück, als Christine ihr liebliches Gesicht ihm entgegen neigte und in der vertraulichen Weise, die so verlockend war, sagte: „So fülle ich denn Ihre Tasse, mein gestrenger Herr und Richter, und bitte Dich, meine liebe Susette, halten Sie nicht mit Ihren allseitigen Lobeserhebungen zurück und spenden Sie mir die Beweise Ihrer Zufriedenheit, wenn ich diese verdient habe.

Was sie bat, wurde ihr freigebig zu Theil, denn Richard fand den Thee vortrefflich, und nun schnitt Christine mit ähnlicher Sachkenntniß feine Butterbrödchen.

Susette reichte ihm ein Körbchen mit Kuchen, und beide junge Mädchen bestrebten sich so eifrig und aufmerksam, den Gast zu bedienen, als gält es einen Wettkampf um seine Gunst. Susette pries ihm jeden Augenblick etwas an und nöthigte es ihm mit überredenden Schmeicheleien auf. Sie hatte so viele lustige Einfälle und neckende Bemerkungen, und war so geneigt, sowohl Lorberg wie ihre Freundin zum Gegenstand derselben zu machen, daß es an Stoff zum Lachen, wie an kleinen Verlegenheiten nicht fehlte; denn sie war so offenherzig rücksichtslos wie immer.

Richard von Lorberg fand es besonders unzart, als sie ihre lustigen Anspielungen auch auf Christinens Beschäftigung ausdehnte und die großen Einkünfte rühmte, welche ihr dadurch zufließen müßten; die Lehrerin aber schien nicht verletzt zu sein, ihr Lächeln wurde freundlicher, und ihre Antworten vermehrten die Theilnahme, welche Richard für sie empfand.

„Nicht alle Arbeiten," sagte sie, „bringen großen Gewinn an Geld und Gut, und doch sind sie lohnend. Wenn es Liebe und Ergebung erfordert, zu arbeiten, was mühselig ist und doch von den Meisten gering geschätzt wird, so muß der Lohn dafür in uns selbst liegen. Wir müssen ihn uns selbst auszahlen, liebe Susette, wir müssen mit uns zufrieden sein."

„Alles recht schön," lachte Fräulein Susette, aber diese Selbstzufriedenheit ist Selbsttäuschung. Wie kann ich zu-

frieden sein, wenn ich das Leben wie ein Vogel betrachten muß, der hinter eisernen Stangen sitzt, sein Futter sich mühsam zusammen sucht und von allen bunten Herrlichkeiten der Welt nichts hat, als sein schwarzes Röckchen!"

Sie lachte dabei übermüthig, indem sie wie zur versöhnenden Abbitte das schwarze Fräulein umarmte; aber Christine hatte keine Versöhnung nöthig. „Das schwarze Röckchen hat auch seine Freuden," sagte sie mit der Demuth, die ihren Stolz nicht aufgibt. „Und birgt es nicht noch anderes Glück, als das, was in Deinen Herrlichkeiten der Welt liegt?"

„Ich wüßte nichts," versetzte Susette.

„Das Glück, das wir eben in uns selbst und in unserer Arbeit finden," sagte Christine, und mit ihrer klingenden, reinen Stimme fügte sie hinzu: „Der rechte Arbeiter arbeitet auch an sich selbst und für sich selbst. Nicht der Lehrer allein lernt, indem er lehrt, jeder Mensch hat dieselbe Aufgabe, wenn er es redlich mit sich meint."

„Was lernt er denn, oder was soll er lernen?" lachte Susette.

„Wie er menschlicher oder, wie man zu sagen pflegt besser wird."

„Besser, besser!" rief Susette übermüthig. „Sogenannte gute Menschen sind langweilig, und unsere Unterhaltung scheint mir ebenfalls auf dem besten Wege dazu. Ich sehe es dem Herrn von Lorberg an, er denkt dasselbe.

Ach, warum ist meine geistvolle Cousine Doris nicht hier! Sie würde es nicht gelitten haben, daß wir uns bessern sollen. Aber wir wollen auch nicht, Christine, denn wir haben allerlei Besseres genug schon zu thun. Wir wollen Musik machen, wir wollen singen, wenn Herr von Lorberg die Gnade haben will, es anzuhören.

Richard war bereit dazu, doch ärgerte er sich im Stillen über Susettens leichtfertige und absprechende Oberflächlichkeit. Christinens Aeußerungen hatten ihn angezogen und gerührt, mit Gewalt mußte er sich von diesen Eindrücken abwenden und artig Susetten helfen, den Flügel zu öffnen. Er sollte die beiden Damen nun spielen und singen hören, und er freute sich darauf und wünschte im Geheimen etwas, das eigentlich im Voraus schon bei ihm fest stand. Er wünschte, daß Susette bei diesem Wettstreit eben so weit hinter dem schwarzen Fräulein zurückstehen möchte, wie in allem Anderen, und darauf hatte er nicht lange zu warten, denn es zeigte sich schon nach den ersten Versuchen, daß Fräulein Susettens Kunst eine sehr bescheidene war. Um so unbescheidener war ihre Lust, sich hören zu lassen, und um so anmaßlicher die Art, wie sie das Spiel und den Gesang ihrer Freundin beurtheilte.

Als wäre sie die geistreiche Cousine selbst, tadelte sie die schöne volle Altstimme. Christinens Anschlag war matt und taugte nichts, kein Ausdruck darin; sie hatte keine Schule gehabt. — „Ich habe zwei Jahre lang bei Berger

Unterricht genommen," sagte sie zu Richard, „da lernt man etwas, aber er gibt auch seine Stunden nicht unter zwei Thalern."

Christine ließ sich das alles gefallen, ohne ihre liebenswürdige Nachsicht zu verlieren. Sie gab sogar manches zu, was Susette tadelte, und suchte es zu verbessern, allein sie wurde bald wieder von ihrer lebhaften Freundin verdrängt, die mit fürchterlicher Gewalt die Tasten bearbeitete und in dieser Art des Vortrages allerdings unübertrefflich blieb.

Richard von Lorberg verstand wenig von Musik, doch besaß er Ohren und Gefühl dafür. Er konnte sich nicht enthalten, Susettens herausfordernde Blicke mit Complimenten zu beantworten, deren Ironie kaum zu verkennen war; allein Fräulein Susette verstand diese dennoch nicht, und in Folge davon gab sie einige neue Kraftproben. Endlich aber schien sie erschöpft zu sein, und nach einem Versuch zum Gesang, der so unglücklich ausfiel, daß sie selbst ein lautes Gelächter aufschlug, war Christinens Sieg entschieden. Susette zog sie an das Instrument und sagte: „Jetzt singe uns Deine Lieder, ich bin heut heiser. Wir wollen beide zuhören, Herr von Lorberg, in solchen kleinen Sachen ist Christine eine Meisterin."

Und so war es wirklich. Christinens schöne Stimme besaß einen eigenthümlichen Schmelz und eine Biegsamkeit und Weichheit, die nur künstlerische Durchbildung

geben kann. Es war eine genußvolle Stunde, welche allzurasch verging. Wenn Christine aufhören wollte, hatte Susette gleich wieder etwas bei der Hand, was sie noch hören wollte, und die gefällige Freundin war dazu bereit, immer von Neuem zu beginnen, bis die Uhr auf dem Schreibspinde der Frau Commercienräthin neun Mal schlug. Als dies geschah, stand sie auf, und Susetten ihre Hand reichend, sagte sie: „Jetzt muß ich fort, gute Nacht!“

Fräulein Susette fiel ihr um den Hals. „Ich danke Dir tausend Mal, rief sie. Du kannst Einem Thränen in die Augen singen, und dann möchte man wieder schreien und jubeln. Ist es nicht wahr, Herr von Lorberg?“

„Ich wage nichts hinzu zu fügen,“ erwiderte Richard, Christinen anblickend.

Sie nickte ihm zu und lächelte. „Vielen Dank,“ sagte sie.

„Es könnte noch etwas aus Dir werden,“ rief Susette, wenn Du Dich ausbildest.“

„Als was?“

„Als eine Sängerin, mit zehntausend Thalern Gehalt.“

„Ich ziehe es vor zu bleiben, was ich bin,“ erwiderte Christine, den Hut umbindend.

„Aber Sie wollen doch nicht allein gehen?“ fragte Richard.

„Ich bin nun beinahe neunzehn Jahre lang allein gegangen," lachte sie, „und fürchte mich nicht.

„Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?"

„Dann würden Sie einen ziemlich weiten Weg zu machen haben."

„Auch verschiedene krumme Wege," fiel Susette ein, aber es gibt keine geraden, wenn man Dich heimführen will."

Sie hüpfte an Richard von Lorberg auf und sah ihn spottsüchtig an. „Sie wollen mich also wirklich verlassen?" fragte sie.

„Wenn Sie es erlauben," erwiderte er.

„Wir können einen Wagen holen lassen," sagte sie, „oder auch unser Diener könnte Christinen begleiten; im Uebrigen geht sie immer allein, und meine Tante kann nicht mehr lange ausbleiben. Ich glaube wohl, daß sie erfreut sein würde, wenn ich Sie fest gehalten hätte."

„Sie brachte alle ihre Gründe bedächtiger vor, als sie es sonst that, und ließ sich vollkommen Zeit, ihn zu beobachten, während sie eine empfindliche Miene annahm. Plötzlich aber, als er unschlüssig schien, rief sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit: „Sie haben Christinen Ihre Begleitung zugesagt, dann müssen Sie wohl gehen."

„Ich werde allerdings meine Zusage halten müssen, Fräulein Susette."

„Wenn Christine es so will,“ sagte Susette.

Christine hatte ihr Mäntelchen umgeworfen. „Gewiß will ich,“ sagte sie. „Ich bin bereit Herr von Lorberg.“

„Ist das mein Loos?“ lachte Fräulein Susette in tragischem Tone. „Gute Nacht, Herr von Lorberg!“

Richard sagte ihr freudig Lebewohl.

Zehntes Kapitel.

Die Frau Commercienräthin saß vor ihrem großen Schreibspinde, das noch aus den Zeiten des seligen Commercienrathes stammte und in seiner Art ein prächtiges Stück war, obwohl es nicht eben für eine Dame paßte. Es hatte zu beiden Seiten Zahlbretter, hatte unten einen breiten, mit Eisen gefütterten Geldschrank, oben eine gewaltige Klappe, innen eine Reihe Kasten, Fächer und Geheimfächer, zur Aufnahme von Büchern, Schriften und Werth-Papieren, und vor der praktischen Frau lag ein großes Rechnungsbuch, mit dem sie sich beschäftigt haben mußte; jetzt that sie jedoch nichts, denn sie hatte sich in dem Sessel umgedreht, und sah einem Besuche entgegen, der so eben eintrat. Dieser Besuch war der Hauptmann Seehausen.

Die Frau Commercienräthin war bei ihrem Rechenbuche gestört worden und sicher nicht in der besten Laune; aber sie hatte den Hauptmann doch herein kommen lassen,

denn sie hatte allerlei mit ihm abzumachen. Seehausen war so sanftmüthig und geschmeidig wie eine Katze, der eine feste Hand über den Rücken streicht. Er bog sich lächelnd so tief als möglich und bat so leise um Verzeihung, wenn er eine Störung verursache, als fürchtete er, mit seiner rauhen Stimme den mächtigen Ohren der Frau Commercienräthin wehe zu thun.

Die strenge Dame gab ihm zunächst gar keine Antwort. Ihre runden, grünlichen Augen musterten ihn dafür so scharf, als sollte ihnen nichts entgehen, und in dem Raubvogelgesicht malte sich ein unverkennbares Mißtrauen, das gegen alle möglichen etwaigen geheimen Absichten des Hauptmanns sich wappnete.

„Sie befinden sich doch wohl, hochverehrteste Frau?“ begann der Hauptmann, denn da er nicht sogleich Tante sagen wollte, ließ er die verwandtschaftliche Benennung fort.

„Es geht mit mir so so,“ war ihre Antwort. „Aber was wollen Sie?“

„Was ich will?“ versetzte Seehausen spaßhaft lachend. „Wenn ich es doch wagen dürfte, meinen Willen auszusprechen.“

„So würde hier bald wenig mehr zu wollen übrig bleiben,“ fiel sie ein. „Aber was Sie wollen, will ich nicht, und Zeit habe ich auch nicht, also reden Sie.“

„Ich habe, wie Sie mir gütigst unlängst aufgaben, den Doctor Hellmuth besucht,“ sagte Seehausen.

„Sind Sie bei ihm gewesen?“ erwiderte sie, die Feder aus der Hand legend. „Was sagt der Ludwig von seinen Dummheiten?“

„Nichts sagt er,“ lächelte Seehausen, „weiter nichts, als einigen Blödsinn, wie ihn solche unpraktische Menschen zur Welt bringen.“

„Haben Sie ihm auf den Zahn gefühlt?“ fiel sie ein.

„Auf alle Zähne und auf den Kopf obenein, hochverehrteste Frau. Dieser Kopf ist jedoch derartig kindlich oder kindisch, daß von ihm nicht das Geringste zu besorgen ist. Er freute sich über meine Mittheilungen und gerieth über die rasche Verlobung in eine Art Verzückung.“

„Was Verzückung?“ rief die Frau Commercienräthin. „Was soll das heißen?“

„Eine verehrende Anbetung besitzt dieser Doctor,“ sagte Seehausen, „die einem Türken zur Ehre gereichen würde. Was Susette thut, ist wohl gethan und Lorberg jedenfalls ein Mann, wie es keinen zweiten in der Welt gibt.“

Die runden Augen der Commercienräthin blitzten ihn an. „Sie glauben das wohl nicht?“ fragte sie.

Seehausen zog seine Stirn in die Höhe und zuckte die Achseln. „O,“ lachte er, geschmeidig seine Hände reibend, „warum soll man nicht das Allerbeste glauben? Das aller=

dings möchte ich nicht behaupten, daß es nicht noch andere gibt, die es meinem lieben Vetter zuvorthun."

Die Dame stand auf und blieb vor ihm stehen. „Nun," sagte sie, „ich sehe es Ihnen an, Sie wollen mir etwas von ihm erzählen. Er hat Schulden, nicht wahr?"

„Dies könnte allerdings wohl der Fall sein," antwortete der Hauptmann, „allein ich behaupte nichts Böses, verehrteste Frau, durchaus nicht etwa Böses, sondern nur in Erfüllung meiner Pflicht als Freund und Verwandter, glaube ich —"

„Machen Sie keine Umstände!" unterbrach ihn die Frau Commercienräthin.

„Gewiß nicht, nein! ohne Zweifel," lächelte Seehausen, „aber Sie wissen, hochverehrteste Frau, Jugend hat keine Tugend, Jugend ist unbesonnen, aber Schulden — es gehört nichts als Geld dazu, um sie zu bezahlen — Schulden haben Kaiser und Könige."

Das Raubvogelgesicht rückte näher zu ihm heran, Seehausen sah wehmüthig vor sich nieder und schüttelte seinen dicken Kopf.

„Es ist also noch etwas Anderes?" fragte die Frau Commercienräthin.

„Es thut mir leid, sehr leid," murmelte der Hauptmann.

„Was thut Ihnen leid?"

„Aber ich habe die Pflicht," fuhr er energisch fort.

„Pflicht verbietet alle Rücksicht, und stände er mir näher als die Schwester meiner geliebten Flora, also . ."

„Machen Sie keine Umstände!" unterbrach ihn die Dame zum anderen Male. „Was ist es?"

„Er hintergeht Sie."

„Wer?"

„Den Sie mit Ihrer Güte überhäufen."

„Was hat er gethan?"

„Undank!" murmelte der Hauptmann schwermüthig seufzend. „Es ist gewissenlos, ein solches Verhältniß anzuspinnen, wo er wie ein Freund, wie ein Sohn empfangen wird."

„Ein Verhältniß!" rief die Frau Commercienräthin, und ihre blitzenden Augen standen still. Das breite, gelbe Gesicht erhielt einen erstarrenden Ausdruck. Was für ein Verhältniß? Mit wem?"

„Mit wem? O, wenn es etwa noch — aber so . . ." Der Hauptmann vollendete nicht. „Eine Schlange," sagte er, „eine schwarze Schlange, die sich bei Susetten eingeschlichen hat."

Die Frau Commercienräthin legte ihre kräftige Hand auf seinen Arm. „Die Lehrerin? Christine?" fragte sie.

Seehausen nickte ihr betrübt zu.

„Sie sind toll!" schrie die alte Dame, indem sie ihn von sich stieß und gellend auflachte, „rein toll sind Sie!

Wie kommen Sie dazu, sich solche Dummheiten einzubilden?"

„Theuerste, verehrteste Frau," erwiderte Seehausen wehmüthig, „wenn es Dummheiten wären . . ."

„Es sind Dummheiten!" schrie die Tante. „Reden Sie kein Wort weiter — oder ja, reden Sie. Wie kommen Sie dazu?"

„Ich habe es mit meinen Augen gesehen, erwiderte Seehausen, „und möchte hinzusetzen: mit meinen Ohren gehört?"

„Kommen Sie her," sagte die Tante, indem sie sich setzte, „und sprechen Sie leise. Was haben Sie gesehen und gehört?"

„Er hat diese Lehrerin gestern Abend nach Hause begleitet," begann der Hauptmann; „ganz zufällig oder durch einen höheren Willen geleitet, mußte ich ihnen begegnen."

„Das ist nicht wahr," fiel die Frau Commercienräthin ein, „Sie paßten auf und verfolgten sie."

„Ich folgte ihnen," erwiderte er, „weil es mir eine heilige Pflicht schien. Sie gingen sehr langsam, und es dauerte nicht lange, so waren sie sehr vertraulich."

„Woher wissen Sie das?"

„Er führte sie, nnd sie gingen immer langsamer und machten, wie ich nachher sah, verschiedene Umwege, denn die Wohnung der schwarzen Mamsell wäre viel schneller zu erreichen gewesen."

„Wo wohnt sie?" fragte die Dame.

„In der Blumenstraße wohnt das prächtige Blümchen."

„Wissen Sie das Haus?"

„Ganz genau," versicherte er. „Ich war verschiedentlich dicht hinter ihnen und hörte deutlich, wie sie lachten und schäkerten, und als er Abschied nahm, stand er wenigstens fünf Minuten lang noch vor ihrer Thür, ihre Hand in seiner Hand, und da ich vorüber ging, sagte er: Schenken Sie mir bald wieder einen so genußvollen Abend, theuerstes Fräulein Christine! Sie wissen nicht, wie glücklich er mich gemacht hat."

„Und was weiter?" fragte die Tante.

„O, wirklich, ich denke doch, diese Worte sagen sehr viel," erwiderte Seehausen ein wenig verwirrt über ihr Anstarren und ihren ruhigen, kalten Ton.

„Nichts sagen sie, gar nichts!" rief die Frau Commercienräthin, ihre knochigen Arme heftig bewegend, „und ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mann, der Sie sein wollen, aber Sie sind's nicht, denken kann . . ." Ihr Gelächter begann von Neuem, und sie ging mit mächtigen Schritten an dem Hauptmann vorüber in der Stube auf und ab, ohne den demüthigen Spion eines Blickes zu würdigen.

„Ich würde einen tiefen Schmerz empfinden," murmelte der Hauptmann schwermüthig aus dem Kehlkopf, „wenn ich denken könnte, einen Unschuldigen zu beleidigen,

und da dieser obenein mein Verwandter ist, für den ich eine innige Zuneigung empfinde, so würde ich lieber meine Gefühle unterdrücken; aber ich habe Gründe, verehrteste Tante, triftige Gründe, und meine Ehre, meine Ueberzeugung . . ." Er klopfte energisch auf seine Brust und verbeugte sich, denn das Raubvogelgesicht stand wieder dicht vor ihm, und die runden Augen leuchteten ihn an.

„Gut," sagte sie mit unverkennbarem Hohn, „weil es Ihre Ehre erfordert, Seehausen, so müssen wir etwas thun, um ins Reine zu kommen. Sie wissen also, wo das Fräulein von Habenichts wohnt?"

„Ich habe mir das Haus gemerkt," erwiderte er.

„Das ist genug. Gehen Sie hin und bitten Sie die gelehrte Dame, sie möchte mich besuchen heut Abend zwischen sieben und acht Uhr."

„Soll ich noch Jemanden bitten?" fragte Seehausen, unterthänig lächelnd.

„Richtig, Sie sollen noch Jemanden bitten. Den Doctor."

„Den Doctor?" fragte er verwundert. Er hatte einen Anderen erwartet.

„Hellmuth," sagte sie, „um sieben Uhr. Den Herrn von Lorberg werde ich selbst einladen. Jetzt gehen Sie; morgen Mittag kommen Sie zu mir, wir wollen dann weiter sprechen. Aber, halt! warten Sie noch einen Augenblick. Wenn ich wieder Gesellschaft habe, und Sie werden

dazu eingeladen, so unterstehen Sie sich nicht, zu spielen. Sie sind kein Mann, der spielen darf. Reichenbach hat sich gerühmt, er hätte Ihnen das Geld zu einem neuen Anzug geliefert, aber auch dazu kommt's nicht bei Ihnen und wird nie dazu kommen."

Sie wandte sich von ihm ab, setzte sich in ihren Sessel vor dem großen Schreibspinde, nahm ihre Feder und blickte in das Rechenbuch, ohne seinen ehrerbietigen Abschied weiter zu beachten.

Als der Hauptmann auf der Straße war, murmelte er zunächst einen Fluch, dem ein vergnügliches Grinsen nachfolgte. „Es ist ein Satan," sagte er, „ich weiß nicht, was sie vorhat, aber es wird eine prächtige Abendgesellschaft werden. Wie ihr die grünen Augen funkelten, wie einer Eule, wie einer Hexe! Ich habe ihr die Galle durchs Blut gejagt; wie eine wandelnde Citrone sah das alte Ungeheuer aus und wollte sich doch nichts merken lassen." — Er lachte voll Genugthuung, spie aus und setzte dann hinzu: „Mag sie mich behandeln, wie sie Lust hat, wenn sie nur thut, was ich will. Den Lorberg jagt sie zum Teufel, oder er, der hochmüthige Narr, schüttelt den Staub von seinen Füßen und wirft ihn ihr ins Gesicht, sobald sie ihm etwa zärtliche Vorwürfe machen will. Es wird ein köstlicher Auftritt werden, schade, daß ich ihn nicht mit ansehen kann! Das leichtsinnige schwarze Geschöpf kommt nicht mit heiler Haut aus dem Hause heraus. Pfui! wie

kann eine Lehrerin auch so unwürdige Gefühle haben! Aber es ist menschenfreundlich von unserer ehrwürdigen Tante, gleich den Doctor zu bestellen, der ihr die Denkzettel ihrer Liebe bepflastern kann."

Diese Vorstellungen ergötzten den Hauptmann während seines Weges, denn er machte sich sogleich auf, um den Auftrag der Frau Commercienräthin zu vollziehen. Es war ihm angenehm: er wollte das Fräulein Christine Streit etwas näher kennen lernen, sie in ihrem Kämmerchen aufsuchen und wo möglich vertraulich machen. An jenem Abend war sie ihm jung und schön vorgekommen, aber bei Tage sehen die hübschen Mädchen oft ganz anders aus, als beim Kerzenschein, und in der Nacht sind alle Katzen grau. — „Ich will liebenswürdig sein," sagte Seehausen, „und wenn sie meinen Schutz verdient, will ich sie beschützen. Wenn sie von dem alten Satan ausgestoßen wird, will ich mich ihrer annehmen und ihr statt des lumpigen Lorberg ganz andere Freunde verschaffen."

Mit diesen vortrefflichen Vorsätzen suchte Seehausen die Wohnung der jungen Lehrerin, und er hatte sich diese so gut gemerkt, daß er gewiß war, sich nicht zu verirren. Es war ein altes Haus, wie fast alle in dieser abgelegenen Straße. Auch hatte es nur zwei Stockwerke und wenige Fenster. Das untere Stockwerk war sehr niedrig, Seehausen konnte bequem hinein sehen, als er vorüber ging, und er erblickte einen alten Schneider, der dort nähend

saß. Bei ihm konnte die Lehrerin schwerlich wohnen. Der Hauptmann richtete daher seine Blicke nach oben und bemerkte dort weiße Gardinen und Blumentöpfe, welche seine Vermuthungen bestärkten. Es sah aus, als ob dort Frauen walteten, die für Sauberkeit Sinn hätten. Er ging daher durch den schmalen Hausflur, nach der schmalen Treppe, warf aber zunächst noch einen Blick auf den Hof, der seinen beschränkten Raum zum Theil einem kleinen Gärtchen abgetreten hatte, zum Theil einem Holzschuppen oder Stall, an welchem eine Leiter lehnte, die den einzigen Weg bildete, um zu einem Bodenverschlag zu gelangen.

Nach dieser Untersuchung, welche der Hauptmann mit den Augen eines alten Soldaten machte, war er versichert, daß die Lehrerin auch nicht in einem Hintergebäude ihren Sitz aufgeschlagen und daß überhaupt in diesem Häuschen nur der Schneider, dem es wahrscheinlich gehörte, und die Miethherin über ihm wohnten. Als er die Treppe zurückgelegt, sah er eine Thür, die nach vorn, eine andere, welche seitwärts führte. Der ganze Raum davor war kaum einen Schritt breit und wenige Schritte lang, doch sah es sehr reinlich überall aus. Nirgends aber klebte ein Zettel mit einem Namen, auch sah Seehausen keine Schelle, um sich bemerkbar zu machen. Allem Vermuthen nach wohnte das Fräulein jedoch in diesem Paradiese nach vorn heraus, und indem der Hauptmann sich dieser Thür näherte, hörte er drinnen sprechen.

Er hielt den Kopf näher und horchte. „Das ist sie,“ sagte er leise, „eine feste Bruststimme, die was aushalten kann! Solche Stimme muß eine Lehrerin haben.“

In dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet. „Leb' wohl, Marie, und sei ohne Sorge!“ rief die Stimme, „heute Abend . . .“ Der Hauptmann bekam einen derben Stoß, denn er konnte sich nicht rasch genug zurückziehen. Er griff nach seinem Hute, der hinten überflog, und sah sehr verwundert aus, denn statt der Lehrerin stand ein junger Herr vor ihm, der ihn keineswegs freundlich ansah. „Entschuldigen Sie, mein Bester,“ rief er, „entschuldigen Sie!“

„Was steht Ihnen zu Diensten?“ fragte der Herr in barscher Weise.

Der Hauptmann verbeugte sich höflich. „Ich bitte nochmals,“ sagte er, „ich suche — aber wahrscheinlich irre ich mich.“

„Ich weiß nicht, wen Sie suchen?“ erwiderte der Herr.

„Wenn dieses Ihre Wohnung ist, mein Herr,“ versetzte Seehausen, „so bin ich jedenfalls nicht recht hier.“

„Ich wohne nicht hier,“ war die Antwort. „Dort ist die Eigenthümerin.“ Er deutete in das Zimmer hinein. Eine ältliche Frau mit gutmüthigem Gesicht, das sehr leidend aussah, stand am Ofen und betrachtete den Eintretenden, ohne etwas zu sagen. Sie war einfach wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, und hatte eine streifige Kattunschürze vor ihr Kleid gebunden.

Das Zimmer war wohnlich eingerichtet mit Schrank und Commode, mit einem kleinen Spiegel, Tisch und Stühlen. Am Ofen stand ein Großvaterstuhl, an der Wand hing eine Kuckucksuhr mit gelben Gewichten. Die Dielen waren äußerst rein und sauber, ein Gang von grauer Leinwand lief darüber hin und bis an die Kammerthür. Es sah ungefähr so aus, wie in einer ordentlichen Handwerkerwirthschaft.

Seehausen sah Alles. Er näherte sich der Frau, die ihn verlegen anblickte. „Ich möchte mich bei Ihnen erkundigen," sagte er, „ob hier vielleicht eine junge Dame wohnt, eine Lehrerin."

Er hielt inne, denn er bemerkte, daß die Frau ihre Augen auf den Herrn richtete, der inzwischen ebenfalls zurückgekehrt und durch das Zimmer bis an das Fenster gegangen war, wo er durch die Scheiben sah.

„Wie soll sie denn heißen?" fragte sie.

„Fräulein Streit, ich glaube, Fräulein Christine Streit," erwiderte Seehausen. „Wohnt sie bei Ihnen?"

„Ja, sie wohnt bei mir," sagte die Frau zögernd.

„Ist sie vielleicht zu Hause?"

„Sie ist nicht zu Hause," antwortete der Herr vom Fenster her, indem er sich umwandte. „Frau Wandel nimmt jedoch Bestellungen an."

„Wenn Sie etwas zu bestellen haben, so will ich es ausrichten," setzte die Frau hinzu.

„Ich hätte sie am liebsten selbst gesprochen," sagte der Hauptmann. „Kommt sie bald nach Hause?"

„Das ist ungewiß."

„Aber kommt sie nicht zur Mittagszeit?"

„Ich weiß es nicht; aber was Sie mir bestellen, soll nicht vergessen werden."

„So," sagte Seehausen bedächtig, und indem er seine kleinen stechenden Augen auf dem Gesicht der Frau ruhen ließ, sah er, daß sie ängstlich wurde und wieder nach dem Herrn blickte.

„Fräulein Streit kommt oft erst am Abend nach Hause," begann dieser.

„Vielleicht sehen Sie selbst das Fräulein?" fragte der Hauptmann.

„Es ist möglich. Jedenfalls die Frau hier."

„So sagen Sie ihr, daß die Frau Commercienräthin Wittenberg . . . Vielleicht kennen Sie die Frau Commercienräthin?"

„Ich habe von ihr gehört."

„Behalten Sie gefälligst den Namen gut. Die Frau Commercienräthin wohnt in der Königsstraße, und das Fräulein wird von ihr heute Abends um sieben Uhr wo möglich, oder nach sieben Uhr erwartet."

„Gut," sagte die Frau, „ich werde es ausrichten."

„Thun Sie das," fuhr Seehausen fort, „und sagen

Sie dem Fräulein, es würde angenehme Gesellschaft finden."

„Das Fräulein wird Alles genau erfahren," versicherte sie.

Seehausen hatte keinen Grund, jetzt länger zu bleiben. Er wiederholte der geduldigen Frau nochmals seinen Auftrag mit vieler Freundlichkeit und empfahl sich in höflicher Weise, ohne von dem Herrn dafür mehr zu erhalten, als eine halb abgewandte stumme Verbeugung.

„Das ist doch sonderbar," murmelte er, als er die Treppe hinunterstieg. „Diesen Grobian muß ich schon irgendwo gesehen haben. Oho, Fräulein Tugendspiegel, steht es so mit Ihnen? Ein junger Herr macht ihr Morgenbesuche. Vielleicht war sie nicht einmal fort, stak in der Kammer, und dieser Lorberg, dieser Narr, der mich auffressen wollte über einen Spaß" — er fing lustig zu lachen an und stand dann an der Thür des Schneiders überlegend still. — „Hier könnte ich Erkundigungen einziehen," sagte er, „aber solche Gevattern klatschen zu gern, es hat damit noch Zeit. Ich will noch einen anderen Versuch machen, der besser zum Ziele führen kann." — Er ging die Straße ein Stück hinunter und trat dann unter einen Thorweg, von wo aus er das Haus beobachten konnte. Nach einer Weile geschah, was er erwartete. Der junge Herr schlüpfte aus dem Hause und eilte schnell die Gasse hinauf. Nachdem Seehausen sich versichert hatte, daß er nicht zurück-

kehren würde, wandte er sich selbst dem alten Gebäude zu, stieg leise die Stufen nochmals hinauf, öffnete leise die Thür und steckte seinen Kopf hinein. Er blieb einige Augenblicke unbeweglich. Die alte Frau saß in dem Großvaterstuhl und schien in kummervollen Gedanken zu sein. Sie hatte ihre Hände gefaltet, senkte ihren Kopf tief nieder und seufzte laut auf. „Gott, mein Gott!" sagte sie, „wie soll es noch werden, wie soll es noch werden!" — Gleich darauf hob sie den Kopf auf; sie hatte ein Geräusch gehört und sah erschrocken Seehausen an, der jetzt ganz hereintrat.

Er bemerkte, daß sie geweint hatte, sie wischte die nassen Augen mit der verkehrten Hand. Er that, als bemerkte er es nicht.

„Meine gute Frau," sagte er sanftmüthig, „verzeihen Sie, daß ich noch einmal wieder komme. Ich bin so besorgt, daß Sie den Namen vergessen könnten, daß ich es vorziehe, es Ihnen lieber aufzuschreiben. Bitte, geben Sie mir eine Feder und ein Stück Papier."

„Damit kann ich Ihnen nicht dienen," erwiderte die Frau, sich sammelnd, „aber ich werde es nicht vergessen, lieber Herr."

„Wie?" fragte Seehausen lächelnd, „es gibt hier weder Papier noch Federn?"

„Ich habe nichts zu schreiben," versetzte sie.

„Aber Fräulein Streit. Eine Lehrerin muß doch Schreibzeug haben."

„Ja, die freilich,“ antwortete sie sichtlich verwirrt, aber — das hat sie eingeschlossen.“

Der Hauptmann sah nach dem Spinde hin, in welchem ein Schlüssel stak. Es war aber überhaupt ein Kleiderschrank, auch die Commode unter dem Spiegel verwahrte schwerlich Schreibgeräthe. Nirgends war ein Buch zu sehen, kein Zeichen eines gelehrten Insassen zu entdecken.

„Das Fräulein arbeitet wohl sehr viel?“ fragte er theilnehmend.

„Sehr viel,“ wiederholte sie.

„Und ist sehr geschickt,“ fuhr er fort. „Sehr gelehrt.“

„Das ist sie, gelernt hat sie genug,“ sagte die Frau, dreister zustimmend.

„Sie kennen sie gewiß schon lange Zeit?“

„Sehr lange Zeit.“

„Und leben schon lange hier am Orte?“

„Ich bin hier geboren,“ erwiderte sie.

„Also ist das Fräulein auch hier geboren?“ fragte er.

Sie blickte ihn mißtrauisch an und sagte nach einigem Besinnen „Ja.“

Seehausen merkte, daß er nicht viel weiter kommen würde. Er faßte an seinen Kopf und rieb ihn. „Ich bin rasch gegangen,“ sprach er dabei, „ich leide häufig an Schwindel. Ein paar Minuten darf ich mich wohl ausruhen; vielleicht haben Sie ein Glas Wasser.“

Dabei setzte er sich in den Großvaterstuhl und legte

den dicken rothen Kopf an, der sehr erhitzt aussah. Die Frau kam besorgt näher. „Sie sind doch nicht unwohl?" fragte sie mitleidig und ängstlich.

„Nein, nein. Nur ein paar Tropfen Wasser."

„Sogleich, lieber Herr, ich hole Ihnen ganz frisches," sagte sie und eilte hinaus.

Als sie fort war, stand Seehausen auf, ging auf den Zehen nach der Kammerthür und sah hinein. Es stand nur ein schmales Bett darin, sammt wenigem Geräth. Kein Raum war weiter vorhanden, als die kleine Küche nebenan. — Er hatte Zeit zu seiner Untersuchung, denn er hörte die gute Frau auf dem Hofe Wasser pumpen. Bald war er wieder in der Stube und mit wohl ausgebildetem Spitzbuben-Talent öffnete er die Commode und den Kleiderschrank. In einem der Kästen sah er einen Damenhut mit schwarzem Schleier, in dem Schrank hing bei mehreren geringen Kleidungsstücken ein schwarzes Seidenkleid, und Seehausen zweifelte nicht, daß dies Fräulein Christinens Hauptschmuck und Putzstück sei; bei alledem war er voller Zweifel und Räthsel.

Als er die Frau kommen hörte, schlich er rasch zu dem Stuhle zurück, und sie fand ihn mit geschlossenen Augen, sehr ermüdet und sehr dankbar. „Sie sind eine brave Frau, eine wahre Samariterin," sagte er, als er ein klein wenig getrunken hatte; denn das verachtete Getränk widerstand ihm. „Wohnen Sie lange in dieser Wohnung?"

„Seit mehreren Jahren," antwortete sie.

„Es sieht freundlich bei Ihnen aus, und Sie sind gut eingerichtet. Alles ist sauber, Alles rein."

„Ich halte es so gut es angeht, lieber Herr."

„Nur keine Unordnung, kein liederliches, leichtsinniges Wesen!" rief Seehausen mit abwehrender Bewegung. „Daher kommen so Viele auf keinen grünen Zweig."

„Das ist leider wahr," stimmte die Frau ihm freundlich bei, indem sie sich bückte und das graue Leinwandstück auf der Diele gerade zog, das unter ihres Gastes Füßen sich zerknittert hatte.

„Man erkennt es beim ersten Blick, wo Ordnung und Reinlichkeit wohnen," moralisirte er weiter, „und freut sich darüber. Das Fräulein muß auch sehr ordentlich und gut sein."

„Das ist sie," antwortete die Frau. „So gut wie ein Engel."

„Sittsam und tugendvoll," fügte er hinzu. „Das trifft man heut zu Tage selten bei jungen Damen, die alle das Vergnügen lieben. Bälle, Lustbarkeiten, Gesellschaften."

„Das liebt sie alles nicht."

„Was liebt sie denn?"

„Musik und Gesang und Bücher lesen und solche Sachen."

„So," sagte er bedächtig umherblickend, „dann wundert

es mich doch, daß ich kein Clavier sehe und auch kein Buch, keine Noten oder Hefte. Nichts von Allem."

„Das macht, das macht," erwiderte die Frau verlegen, „weil das Fräulein noch nicht lange wieder hier ist."

„Sie war also verreis't. Richtig, ich glaube, daß ich davon hörte. Fräulein Susette sprach davon. Wo war sie denn?"

„O, wo war es denn," versetzte sie, die Kammerthür zumachend, „ich denke, am Rhein wird's gewesen sein."

„Das wissen Sie nicht? Bei wem war sie denn da?"

„Ich kann's nicht sagen," erwiderte sie hastiger, und Seehausen merkte wohl, daß ihr dieses Examen unangenehm wurde; aber er wollte sie doch nicht loslassen.

„Fräulein Christine hat gewiß hier keine Verwandten," fragte er einschmeichelnd weiter, „oder doch? Es war wohl Einer davon?"

„Wer?" erwiderte sie.

„Der junge Herr, den ich hier traf."

„Der junge Herr? Ach der, richtig, der war hier. Warum glauben Sie das?" fügte sie hinzu.

„Ich dächte, er hätte einige Aehnlichkeit mit dem Fräulein."

„Aehnlichkeit? Gott bewahre!" rief sie erschrocken. „Gar keine Aehnlichkeit."

„So," sagte Seehausen. „Mir war es so, überhaupt sollte ich ihn kennen. Wie heißt er?"

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wissen es nicht?“ lächelte der Hauptmann. „Nun, mir ist auch nichts daran gelegen, doch vielleicht weiß ich mehr als Sie, meine liebe Frau Wandel.“

Sie blickte ihn forschend und mit unsicheren Augen an.

„Fräulein Streit hat Freunde, die sich sehr lebhaft für sie interessiren und wünschen, daß ihr, was sie hofft, gelingen möge.“

„Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts,“ antwortete die Frau mit vermehrter Unruhe.

„So,“ lächelte Seehausen noch stärker. „Haben Sie nichts davon gehört? Auch nichts von einem gewissen Herrn von Lorberg?“

Bei diesem Namen stieg das Blut in das blasse, hagere Gesicht der armen Frau. Sie schlug ihre Hände zusammen, streckte sie dann mit Heftigkeit aus und hielt sich den Kopf auf beiden Seiten. „Ich will nichts hören,“ rief sie kreischend laut, „und ich will Ihnen auch nichts mehr antworten! Lassen Sie mich! gehen Sie! lassen Sie mich allein!“

„Aber, gute Frau,“ sagte Seehausen aufstehend, und selbst erstaunt über ihre Heftigkeit.

„Ich will nicht!“ rief sie von Neuem, „was fragen Sie mich danach? Lorberg! Es wäre besser — aber was geht es mich an! Ich will nichts mehr hören! gar nichts mehr

hören!" wiederholte sie noch einmal, und er sah ein, daß er gehen mußte.

„Sie werden aber doch meinen Auftrag bestellen?" fragte er begütigend.

„Ja, das werde ich," antwortete sie. „Sie kann thun, was sie will."

„So leben Sie wohl. Ich habe es nicht böse gemeint, und wenn Sie meinem Rath folgen wollten, wenn Sie mir vertrauen wollten . . ."

Sie hatte die Thür aufgemacht, er stand schon halb draußen und wandte sich nochmals nach ihr um. „Ich könnte bewirken, daß Ihnen große Vortheile erwüchsen," fuhr er leise lächelnd fort. „Sie sind um das Fräulein besorgt, andere Leute, Freunde, die es wohl mit ihr meinen, sind es auch, und wenn dieser Herr von Lorberg . . ."

Die Frau ließ ihn nicht weiter reden, sie warf die Thür so hastig zu, daß er zurückprallte. Er hörte, wie sie den Riegel vorschob.

Einige Augenblicke stand er überlegend noch, dann stieg er die Treppe hinab und verließ das Haus.

Eilftes Kapitel.

Es war Abend geworden, und die Frau Commercienräthin Wittenberg ließ die Vorhänge in ihrem Wohnzimmer herunterziehen und die große Lampe anstecken. Dann setzte sie sich auf das Sopha und schaute in die Flamme. Sie war allein, aber sie hatte sich für die Gäste eingerichtet, welche sie erwartete. Ein Staatskleid hatte sie derentwegen nicht angelegt, aber am Gürtel hing ihr an schwerer Goldkette ihre alterthümliche, dicht mit edlen Steinen besetzte Uhr, und auf dem Kopf trug sie eine Haube von sehr theuren breiten Kanten mit langen dunkelrothen Bändern, die bis auf den gelben muskelvollen Hals fielen und ihren kriegerischen drohenden Blicken einen erhöhten Ausdruck gaben. Vor ihr auf dem Tische lag ein großes Futteral von braunem Leder, mit Gold gepreßt, von der Art, wie sie dazu dienen, um einen vollständigen Schmuck zu verwahren, und wenn die Frau Commercien-

räthin darauf hinblickte, war's, als erweiche sich ihr hartes Gesicht ein wenig.

Nach einiger Zeit erschien Fräulein Susette. Sie kam so eben nach Hause. Die Cousine Reichenbach hatte sie schon am Vormittage abgeholt, um ihre zum Winter neu eingerichtete Wohnung zu bewundern. Die Tante hatte erlaubt, daß sie zum Mittag bliebe, aber sie hatte befohlen, daß Susette vor Abend nach Hause zurückkehren sollte, und mehrmals schon sah sie nach der Uhr, sichtlich unzufrieden über dies lange Ausbleiben.

Als Susette hereintrat, deckte die Frau Commercienräthin ihr Taschentuch über das Futteral auf dem Tische und wandte sich ihrer Nichte entgegen. „Nun, da bist du ja endlich!" rief sie ihr entgegen.

„Verzeihung, Tantchen," erwiderte Susette, herbeieilend und sie küssend, „ich konnte nicht eher fort, sollte durchaus mit ins Theater fahren, aber dazu war ich nicht in Toilette, und du hattest es nicht erlaubt."

„Es ist recht, mein Kind," erwiderte die Tante. „Ich hatte es nicht erlaubt, und du wirst nicht thun, was ich nicht erlaubt habe."

„Gewiß nicht, bestes Tantchen. Ich mußte aber dennoch bleiben, bis Doris ins Theater fuhr, denn sie wollte mich in ihrem Wagen nach Hause bringen. Was hat sie für eine Equipage, Tantchen! Einen neuen englischen Wagen, so köstlich, wie ich noch keinen gesehen, und dazu

neue Pferde. Grauschimmel, ich weiß nicht, wie viel Louisd'or sie kosten. Reichenbach hat es mir ein Dutzend Mal erzählt. Ein reicher Baron wollte sie kaufen, ich glaube, Feldheim heißt er, es soll ein Verwandter von Lorberg sein, aber sie waren ihm zu theuer, er besann sich. Reichenbach hat sie ihm vor der Nase fortgeschnappt."

„Ein Baron kann nicht bezahlen, was Reichenbach bezahlen kann," sagte die Frau Commercienräthin. Denn wenn er von der Börse kommt, und er hat ein großes Geschäft gemacht, sind seine Taschen voll Gold."

„Aber er kann morgen von der Börse kommen," lachte Susette, indem sie Hut und Handschuhe ablegte, „und seine Taschen sind leer."

„Du hast Recht, mein Kind," erwiderte die Tante, „sie werfen das Geld leichtsinnig hin mit vollen Händen, weil's leichtsinnig verdient wird, verschwenden und verprassen sie es, nichts kann gut und theuer genug sein."

„Doris ist wundervoll eingerichtet!" rief Susette. „Es gibt nichts, was sie nicht hätte, Reichenbach kauft das Prächtigste."

„Hat dein Vater nicht auch das Allerprächtigste gekauft?" fiel die Tante ein, „hat er nicht englische Pferde gehabt und englische Wagen?"

„Sprich nicht davon, Tante!" sagte Susette, ihr um den Hals fallend. „Ich kann das alles entbehren."

„Du sollst nichts entbehren, Kind," erwiderte die Frau

Commercienräthin mit Nachdruck, indem sie die Hand ihrer Nichte festhielt, „du sollst größer und beneideter dastehen, als alle, du sollst nur meinen Willen befolgen."

„Der reiche Herr von Feldheim," fuhr sie fort, „hat die englischen Pferde nicht gekauft, und daran hat er wohl gethan, denn es fährt sich mit deutschen Pferden und in einem deutschen Wagen eben so gut. Der Herr von Feldheim — ich habe auch von ihm gehört, er ist ein Verwandter von Lorberg, und dieser kann noch einmal erben von ihm, wenn der einzige Sohn sterben sollte — dieser Herr von Feldheim hat große Güter und große Einnahmen, dennoch kauft er keine herrlichen Sachen, wohnt in einem alten Hause und gibt keine glänzenden Diners."

„Wir werden nächstens zu einem solchen bei Doris eingeladen werden, unterbrach sie Susette, auch Herr von Lorberg wird dabei sein."

„Sie wollen ihm zeigen," sagte die Tante spöttisch lachend, „was es heißt, bei dem Herrn Reichenbach zu essen. Sie haben über mich gelacht und über meine Gesellschaft die Achseln gezuckt, nun soll er sehen, wie es bei ihnen hergeht. Wir werden kommen, Susette, und der Herr von Lorberg wird kommen, aber die Frau Commercienräthin Wittenberg wird doch keine anderen Gesellschaften geben, als wie sie es gewohnt ist, und der Baron von Lorberg wird auch keine Gesellschaften geben wie der

große Getreide-Lieferant und Actien-Speculant, Herr Reichenbach."

Es entstand eine Pause, die von der Frau Commercienräthin mit einem scharfen Gelächter ausgefüllt wurde. „Ich glaube, liebe Tante," sagte Susette dann, ebenfalls leichtfertig lachend, „Herr Richard von Lorberg wird überhaupt wohl nicht an Diners denken."

„Recht, mein Kind," antwortete die Tante, „ich hoffe auch, er wird nicht daran denken, unnützer Weise Geld wegzuwerfen, das er besser gebrauchen kann. Aber er wird leben, wie ein Mann von seinem Stande lebt, und sein Haus einrichten, wie es sich für ihn schickt; seine Frau wird haben, was sich für sie paßt, und wird wohnen und fahren, wie es der Frau Baronin von Lorberg zukommt."

Die Frau Commercienräthin sagte dies mit steigendem Nachdruck und setzte dann hinzu: „Ich sagte dir schon, Susette, daß ich den Herrn von Lorberg hochachte, denn sein Wesen ist anders, wie das Wesen solcher jungen Herren gewöhnlich ist. Er ist ernsthaft und ist bescheiden. Ist er nicht immer so gewesen, so ist er es jetzt, und was ihm fehlen sollte, um ihn in die rechte Lage zu bringen, das wirst du ihm geben."

Susette blieb an dem Tische stehen und lächelte vor sich hin. „Alles recht schön, beste Tante," sagte sie, „aber . . ."

„Was meinst du mit deinem Aber?"

„Wir sind noch nicht so weit."

„So werden wir dahin kommen," sagte die Frau Commercienräthin kaltblütig. „Ich habe an Lorberg geschrieben, morgen früh wird er hier sein, ich werde die Sache abmachen."

„Aber, liebe Tante!" rief Susette, „du wirst doch nicht . . ."

„Was werde ich nicht?"

„Wie soll ich sagen? Nun, kurz heraus: du wirst mich doch nicht anbieten?"

„Du närrisches Mädchen," lachte die Tante, „was heißt anbieten! Ich weiß, wer ich bin und wer du bist. Ich werde ihn zu einer Erklärung bringen, und dann wird er kommen und wird mit meiner Erlaubniß fragen, ob du gesonnen bist, ihm die Ehre anzuthun und seine Frau zu werden."

„Da werde ich laut auflachen müssen," rief Susette, indem sie that, was sie ankündigte.

„Das wirst du bleiben lassen," fiel die Tante befehlend ein. „Du wirst dich benehmen, wie es sich schickt, und nicht etwa nach deiner jetzigen Art, die mir gar nicht gefällt. Seit einiger Zeit bist du ohne alle Rücksicht übermüthig."

„Ich begehe doch nichts Böses, Tante, wenn ich mich gebe, wie ich bin," sagte Susette.

„Du bist kein Kind mehr!" schalt die alte Dame, „und

hast Verstand genug, um dich danach zu halten. Du wirst also nicht lachen, wenn der Herr von Lorberg dich fragt, ob du ihn liebst, wirst nicht ja schreien und in seine Arme laufen."

„Das werde ich nicht thun, Tante."

„Du wirst die Augen niederschlagen und wirst roth werden."

„Ich werde mir die Backen reiben, Tante, aber was werde ich weiter thun?"

„Du bist ein Taugenichts!" rief die Frau Commercienräthin, indem sie ihr einen kleinen Schlag gab. „Du wirst ihm die Hand drücken und wirst ihm zulächeln, und er wird sagen: meine liebe Susette! und du wirst lispeln: mein lieber Richard!"

„Und dann werde ich einen ungeheuren Schrei ausstoßen: Auf ewig dein, Geliebter! Komm zu unserer geliebten Tante, damit sie uns segne, ich hoffe, sie hat schon für ein angenehmes Brautgeschenk gesorgt."

Bei diesen Worten nahm Fräulein Susette Daumen und Zeigefinger ihrer rechten Hand und zog mit einem flinken Zuge das Taschentuch von dem geheimnißvollen Futteral fort.

„Halt!" schrie die Tante, belustigt von diesem Spaß, „halt, du Uebermuth! ich will es dir zeigen. Sieh her, Susette. — Sie öffnete den Behälter; es lag ein prächtiger, vollständiger Schmuck darin, so reich von Steinen

schimmernd, schwer und theuer, wie ihn Cousine Doris nur wünschen konnte.

„Das alles bekommst du," sagte die Frau Commercienräthin, „zu deiner Verlobung, keinen Tag, keine Stunde eher, aber bei deiner Verlobung wirst du ihn tragen, und alle, die gespottet haben, sollen ihren Flitterkram damit vergleichen." — Mit stolzer Selbstbefriedigung warf die Frau Commercienräthin den Kopf in die Höhe und klappte das große Futteral wieder zu, denn eben trat der Bediente herein und meldete Fräulein Streit.

„Christine kommt!" rief Susette freudig überrascht.

„Ich habe sie eingeladen," sagte die Tante, „weil ich mit ihr zu sprechen habe. Damit wir nicht gestört werden, sorge für den Thee und laß uns allein."

„Du hast mit Christinen zu sprechen, und ich soll nicht dabei sein?" fragte Susette.

„Du wirst thun, was ich sage," versetzte die Tante, indem sie auf eine Seitenthür deutete, und Ton wie Haltung waren so bestimmt, daß Susette Hut und Shawl nahm und sich entfernte, denn sie wußte, daß jeder weitere Einwand vergebens sein würde.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Christine Streit hereintrat. Die Frau Commercienräthin stand nicht auf, sie drehte sich nur nach ihr um, aber sie streckte ihr die Hand entgegen und lächelte ihr zu. „Guten Abend, liebes Fräulein Christine," sagte sie, „ich freue

mich, daß Sie kommen, fast glaubte ich, Sie würden ausbleiben."

„Es war mir nicht möglich, Ihrer Einladung früher zu folgen," sagte Christine.

„Ich glaube es Ihnen," erwiderte die Dame. „Wer für sein Brod arbeiten muß, hat keine Macht über seine Zeit. Setzen Sie sich zu mir, ich meine es gut mit Ihnen, darum eben möchte ich mit Ihnen sprechen, so aufrichtig, wie es ein Freund thut, wenn Sie es mir erlauben wollen."

„Ich bin Ihnen dankbar verbunden für so viele Güte," erwiderte Fräulein Christine.

Die Frau Commercienräthin räusperte sich, sie wußte nicht recht, wie sie anfangen sollte, das zu sagen, was sie sagen wollte. So unerschrocken und stolz, wie sie war, fühlte sie doch eine plötzliche Unsicherheit, über welche sie sich selbst verwunderte. Die arme Person saß in dem schwarzen Kleide ihr gegenüber wie eine Bildsäule und sah sie mit ihren großen dunklen Augen an, die unheimlich zu leuchten schienen. Es prägte sich etwas in ihrem Gesichte aus, was abschrecken konnte, über Dinge mit ihr zu reden, die ihr vielleicht nicht gefielen, oder eine Vertraulichkeit voraussetzten, in welcher die Frau Commercienräthin nicht zu ihr stand; denn das schwarze Fräulein sah nichts weniger als unterwürfig aus.

„Sie sind Susettens Freundin, mein liebes Fräulein,"

sagte die Frau Commercienräthin endlich so sanft und freundlich, wie es ihr möglich war; dann hielt sie inne.

„Ich glaube, es zu sein," erwiderte Christine.

„Nein, ich weiß, daß Sie es sind," fuhr die Dame mit Nachdruck fort, „und das freut mich. Es ist mir lieb, daß Susette Ihre Bekanntschaft gemacht hat."

Das schwarze Fräulein verneigte sich schweigend, die Frau Commercienräthin aber rief mit huldvoller Lebhaftigkeit: „Es ist mir ganz einerlei, ob Susette eine Freundin hat, deren Vater General war, oder ein Schreiber, oder ein Beamter. Ich verachte die Vorurtheile, ich sehe nur auf den Menschen, ob er verständig und gebildet ist."

„Die Vorurtheile der Geburt sind allerdings noch nicht in dem Grade überwunden, um überall ein so aufgeklärtes Urtheil zu hören," entgegnete Christine.

„Eitelkeit ist die schlimmste Narrheit," fiel die Dame ein, „aber darüber bin ich fort. Ich habe zu lange in der Welt gelebt, um nicht Thorheiten und Einbildungen zu verachten und das Reelle und Verständige zu schätzen. Und darum schätze ich Sie, mein liebes Fräulein, weil Sie reell und verständig sind."

„Ich möchte zuweilen selbst daran zweifeln," lächelte Fräulein Christine.

„Sie sind verständig, Sie sind nachdenkend und ernsthaft," sagte die Frau Commercienräthin in ihrer befehlenden Weise. „Susette kann von Ihnen lernen."

„Susette hat ein vortreffliches Herz und tiefes Gefühl.“

„Weil Sie sie loben, will ich es um so mehr glauben. Aber wir wollen jetzt davon schweigen. Ich habe ein Interesse genommen für Sie, weil Sie mir gefallen und weil ich von Ihnen nur Gutes gehört habe. Sie sind eine Waise.“

„Ich stehe sehr allein in der Welt,“ antwortete Christine.

„Sie haben ehrenvoll für sich gesorgt und sorgen noch mit für die alte Frau, die Ihre Wärterin gewesen ist.“

„Ich glaube nur meine Pflicht zu erfüllen.“

„Es macht Ihnen Ehre!“ rief die Frau Commercienräthin. „Aber sagen Sie mir, mein Kind, haben Sie auch schon daran gedacht, was Sie beginnen wollen, wenn Sie älter werden und wenn Sie krank werden, wenn Tage kommen, wo das Schicksal mit Ihnen spricht?“

„Ich muß wie die meisten Menschen Prüfungen erwarten und auf Gott vertrauen,“ sagte Christine.

„Auf Gott muß man vertrauen, aber auch bei Zeiten nachdenken.“

„Haben Sie irgend eine sichere Aussicht?“

„Die habe ich nicht.“

„Haben Sie Vermögen?“

„Nein,“ antwortete Christine.

„Dann haben Sie nichts,“ erwiderte die Frau Commercienräthin. „Ein Mensch ohne Vermögen, und wenn

es der Geschickteste wäre, ist wie ein Rohr im Winde, das in jedem Augenblicke zerknickt werden kann. Ich spreche wie eine Mutter zu Ihnen, Fräulein Christine. Ist ein Mann ohne Vermögen schon ein Buch ohne Deckel, so ist ein Mädchen ohne Vermögen wie ein loses Blatt, das von jedem Wind in Nacht und Nebel geweht wird. Es hat keine Schwere und hat keine Stütze, um sich zu halten; darum gibt's für ein Mädchen, das verlassen und unselbstständig ist, nur Eine Hülfe, um sich zu sichern."

„Ich glaube," sagte Christine, „daß überhaupt die wenigsten Frauen Kraft genug haben, um selbstständig zu sein."

„Ich sage, es gibt nur Eine Hülfe für arme Mädchen, um sich vor Noth und Elend zu schützen," unterbrach sie die Frau Commercienräthin. „Sie müssen heirathen."

„Ich denke, verehrteste Frau," lächelte Christine, „daß dies überhaupt der Beruf unseres Geschlechtes ist."

„Gut. Haben Sie Lust, zu heirathen?"

„Ich bin nicht abgeneigt," erwiderte Christine vollkommen ruhig.

„So mache ich Ihnen einen Vorschlag, weil ich weiß, daß Sie verständig sind. Eine verständige Heirath muß ein armes Mädchen machen."

„Das heißt, keine unpassende Heirath," fügte Christine ein.

„Das heißt," sagte die stolze Dame, indem ihre Stimme

lauter und strenger wurde, „wenn man in solcher Lage ist, muß man sich keine unpassenden Dinge in den Kopf setzen. Susette wird ebenfalls heirathen. Das wissen Sie doch?“

„Ich weiß nichts,“ versetzte Christine, „allein ich errathe Ihre Wünsche.“

„Sie wird den Freiherrn von Lorberg heirathen, und wir werden nächstens die Verlobung feiern. Was sagen Sie dazu?“

„Ich habe dazu gewiß viel weniger zu sagen,“ lächelte Christine, „als Susette.“

„Das Nächste habe ich zu sagen!“ antwortete die Frau Commercienräthin, und ihre runden grünlichen Augen fingen an zu blitzen. „Ich sage, sie wird ihn heirathen!“

Fräulein Christine erwiderte nichts darauf, die Frau Commercienräthin aber besann sich und begann in leutseligerem Tone: „Nun wäre es mein inniger Wunsch, wenn wir zwei Verlobungen und zwei Hochzeiten an demselben Tage feiern könnten. Sie haben keine Mutter, ich will sie Ihnen ersetzen. Ich will zwei Töchter ausstatten. Susette wird für ihre geliebte Christine wie für eine Schwester sorgen.“

„Es ist also Ihr Ernst, verehrte Frau?“ fragte Christine.

„Glauben Sie, daß ich mir einen Scherz erlauben könnte?“

„Dann müßte ich jedenfalls doch zunächst erfahren, welchen Herrn Ihre Güte mir bestimmt hat.“

„Einen Mann, der Ihnen gewiß gefallen wird,“ sagte die Heirathsstifterin. Nicht etwa einen, der nichts hat als Geld, aber einen leeren Kopf. Keinen Einfaltspinsel oder Modenarren, auch keinen der von nichts zu reden weiß, als von den Coursen und vom neuesten Handelsbericht, oder von den neuesten Theaterstücken, der sich aber lächerlich macht, wenn er von ernsthaften Dingen spricht. Ich kann solche Wichte auch nicht leiden“ setzte sie mit Hoheit hinzu, „darum soll Susette den Freiherrn von Lorberg heirathen.“

„Das klingt allerdings sehr einladend,“ erwiderte Fräulein Christine. „Aber darf ich nicht mehr von ihm erfahren?“

Die Frau Commercienräthin horchte nach der Thür und winkte ihr zu. „Gewiß sollen Sie mehr von ihm erfahren,“ sagte sie, „er wird sich Ihnen sogleich vorstellen, und Sie werden mit ihm zufrieden sein! Denn Sie sind ein verständiges Mädchen und wissen das Reelle zu schätzen.“

Ein leises Klopfen an der Thür begleitete ihre letzten Worte; gleich darauf trat Doctor Hellmuth herein, der eine tiefe Verbeugung machte und ein paar forschende Blicke auf die beiden Damen warf. Er hatte offenbar eben so wenig vermuthet, allein zu sein, wie Lorberg am Abend vorher. Denn er hatte sein bestes Kleid angezogen, mit den langen Schößen vom vorletzten Jahre, auch seinen Hals

mit einer weißen Binde umgürtet und seine Hände in neue gelbe Handschuhe gesteckt, mit denen er sicherlich einen harten Kampf bestanden ehe er sie den widerstrebenden Fingern aufpressen konnte. Sie waren jedoch jedenfalls ein wenig zu kurz gerathen, denn er arbeitete noch immer daran, einen Knopf zuzuknöpfen, als er sich dem Tische näherte.

„Da kommt der Doctor!“ rief ihm seine Beschützerin entgegen. „Guten Abend, mein lieber Ludwig — Sie müssen wissen, Fräulein Streit, ich nenne den Doctor Hellmuth Ludwig, weil wir alte Bekannte sind, und weil ich glaube, er nimmt es mir nicht übel. Oder nehmen Sie es übel, Ludwig?“

Der Doctor zog noch immer an dem Handschuh und suchte den Knopf zu knöpfen, während er mit seinem Hut sein Manöver zu verdecken suchte. In seiner Verlegenheit lächelte er äußerst freundlich und verdoppelte seine Verbeugungen.

„Ich wüßte kaum, was mir angenehmer sein könnte, als dieses Zeichen Ihres Vertrauens,“ stotterte er unterthänig.

„Er ist sehr gut, von Jugend auf ist er sehr gut und brav gewesen,“ sagte die Commercienräthin zu Christinen. „Immer fleißig, immer die besten Zeugnisse. Mein seliger Commercienrath wollte ihn aufs Comptoir nehmen, damit er bald als Commis einen guten Platz bekäme, aber Gott

bewahre! er war nicht dazu zu bewegen — bat so lange, bis wir ihn studiren ließen."

Ein starkes Knarren unterbrach sie. Der Doctor hatte so lange an dem Handschuh gezogen, bis er riß. Der Hut fiel ihm aus den Fingern, dafür hielt er ein Stück gelbes Leder mit dem Knopf in seiner Rechten.

„Was haben Sie denn gemacht?" fragte die Dame.

„O, es ist nichts," antwortete er, den Hut aufhebend, mit geröthetem Gesicht, indem er das Leder zusammendrückte und die Hand versteckte. „Ich habe — ich bin — dieser Handschuh . . ."

„Sie haben ihn zerrissen," lachte sie. „Sie sind nicht daran gewöhnt, enge Handschuhe zu tragen."

„Nein, daran bin ich wirklich sehr wenig gewöhnt," antwortete er.

„Ein Mann nach der neuesten Mode ist der Doctor nicht, Fräulein Streit," fuhr sie fort, „aber darauf kommt es nicht an."

„Darauf kommt es in der That nicht an bei Männern, deren Werth nach einem anderen Maßstabe zu messen ist," sagte Christine.

„Hören Sie, Ludwig, was das Fräulein sagt?" rief die Frau Commercienräthin triumphirend; „bedanken Sie sich bei ihr und ziehen Sie Ihre Handschuhe aus, wir erlauben es Ihnen. Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen

Sie sich neben Fräulein Streit. Gelehrte Leute müssen neben einander sitzen, denn sie passen zusammen."

Der Doctor befolgte sogleich den ersten Theil dieser Gebote. Er streifte die Handschuhe von seinen Fingern und sah so erleichtert aus, wie ein Gefolterter, dem die Daumenschrauben abgenommen wurden; dann griff er nach einem Stuhle und bat mit einem verbindlichen Lächeln Fräulein Christine um Erlaubniß, bei ihr Platz nehmen zu dürfen.

„Ich bin sehr erfreut, Herr Doctor," erwiderte sie, „über die Ehre, Sie kennen zu lernen, denn ich darf dabei wohl annehmen, daß Sie der Doctor Hellmuth sind, dessen Schrift so eben von der Akademie gekrönt wurde."

„Was ist das?" fragte die Frau Commercienräthin. „Sie sind gekrönt, Ludwig?"

Das Gesicht des jungen Arztes glühte, aus seinen Augen leuchtete ein freudiger Stolz, der mit seiner übergroßen Bescheidenheit kämpfte. „Eine medicinische Abhandlung, welche ich der Akademie überreichte, hat den Preis erhalten," sagte er so furchtsam, als wäre es strafbar.

„Unter einer großen Zahl von Abhandlungen," fügte Fräulein Christine hinzu, „und durch einstimmiges Urtheil der Commission. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu einem so ehrenvollen Siege, Herr Doctor."

„Ist es möglich!" rief die Frau Commercienräthin als könnte sie nicht glauben, daß der blasse, hagere Doctor

einen Preis erhalten könnte. „Woher wissen Sie es denn, Fräulein Streit?"

„Ich habe es so eben in einer Abendzeitung gelesen," antwortete Christine, „wo der Herr Doctor als ein Mann von hoher wissenschaftlicher Befähigung anerkannt wurde."

„Auch wir erkennen ihn an!" rief die Protectorin ihm huldvoll zu. „Es ist schade, daß der selige Commercienrath nicht mehr lebt, damit er sich freuen könnte, was mit seiner Hülfe aus Ihnen geworden ist, Ludwig. Aber ich freue mich für ihn mit."

„Auch Susette wird sich freuen," sagte Christine.

„Fräulein Susette ist nicht hier," fügte der Doctor leise hinzu.

„Mit einer Tasse Thee wollen wir auf Ihr Wohl anstoßen, Ludwig," rief die Frau Commercienräthin. „Wie hoch ist der Preis, den Sie gewonnen haben?"

„Der Geldwerth ist nicht bedeutend, erwiderte der Hospital-Arzt demüthig, „obwohl vierzig Ducaten auch recht willkommen sind; allein es eröffnen sich mir dadurch manche andere Aussichten. Ich habe heute schon eine Aufforderung bekommen, an der Universität Vorlesungen zu halten."

„Was nehmen Sie dafür ein?" sagte sie.

„Zunächst allerdings" — begann er stockend — „man gibt den Docenten keinen Gehalt — überhaupt, was dies betrifft — o," sagte er mit festerem Tone, „ich kann keine

Bevorzugung verlangen, aber es öffnet sich mir eine ehrenvolle Laufbahn, und ich denke," fügte er mit einem stolzen Lächeln hinzu, darüber läßt sich Anderes zunächst vergessen."

„Man muß nicht vergessen, was das Beste ist!" sagte die Frau Commercienräthin, „und ich sage zu jedem, der nichts Reelles in der Welt hat: suche vor allen Dingen deine Einnahmen zu sichern, denn davon hängt Alles ab. Was hilft ein Titel, was hilft das gelehrte Wesen, wenn die Einnahmen fehlen!" — Sie beugte sich über den Tisch fort und nickte dem Doctor zu. „Sie wissen doch noch, Ludwig, was ich Ihnen neulich sagte, wegen des Mittels, um aus Ihrer Lage zu kommen? Haben Sie darüber nachgedacht, wie es geschehen soll?"

„Ich?" antwortete Hellmuth verlegen lächelnd. „Nein, ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht."

„Wissen Sie, was ich ihm sagte, Fräulein Streit?" wandte sich die Commercienräthin an diese. „Ich sagte ihm, daß er heirathen müsse, und er müsse eine Frau nehmen, die ihm mit Rath und That zur Seite stünde; eine praktisch reelle Frau, die ihm Geld verschaffte. Und wenn's auch kein großes Stück Geld wäre, so doch eines, um Equipage anzuschaffen und sich den Leuten zu empfehlen, dabei auch eine anständige Wohnung zu nehmen und eine noble Einrichtung; denn ein Arzt muß nobel eingerichtet sein, weil's ihm sonst Keiner glaubt, daß er was versteht."

„Es gibt manche sehr nobel eingerichtete Aerzte,“ lächelte der Doctor, seine Hände ängstlich reibend, „welche dennoch keine Patienten haben.“

„Dafür muß Ihre Frau sorgen,“ fiel sie ein. „Die Frau muß von guter Familie sein, oder sie muß mit Familien bekannt sein, die im Stande sind, ihren Mann zu empfehlen. Sie muß Freunde haben, die zu noblen Kreisen gehören; was meinen Sie also, Ludwig, zu einer solchen Frau?“

„O, ich denke — ich meine — es wäre wirklich wohl zu bedenken,“ sagte er.

„Und wenn ich eine solche Frau für Sie wüßte? — Nehmen Sie an, ich wüßte eine.“

„Ich würde“ — er fing gewaltsam an zu lachen und sah scheu umher — „Sie wollen mit mir scherzen, und ich bedanke mich.“

„Sagen Sie es gerade heraus,“ rief die Frau Commercienräthin, „würden Sie eine Frau aus meiner Hand nehmen, die ich für Sie ausgesucht habe?“

„Ich — o, ich! Sie wollten . . .“ Ein Gedanke lief plötzlich durch seinen Kopf, und wie ein Funke, der eine plötzliche Feuersbrunst verursacht, setzte er sein Blut in Flammen. Seinen ernsten Augen verloren ihren schwermüthigen Ausdruck, sein bleiches Gesicht färbte sich, mit den Blicken eines auf Glück Hoffenden forschte er in den Mienen seiner Gönnerin, was Täuschung, was Wahrheit

sei; aber er konnte Nichts darin entdecken, das ihn entmuthigt hätte. Von wem konnte sie also sprechen? Was war hier vorgegangen? Welche Absichten hatte sie? Die stolze Frau sah ihn so gütig und einladend an, wie er sie nie gesehen. — „Sie wollten mir wirklich eine Frau zuführen?“ lispelte er.

„Das will ich, Ludwig. Sie sollen glücklich werden.“

„Glücklich,“ sagte er, und seine Augen fingen an zu glänzen. „Es ist also . . .“

„Es ist eine Dame, von der ich überzeugt bin, daß Sie glücklich mit ihr werden,“ erwiderte sie, „und ich sage Ihnen noch mehr, ich liebe sie, wie mein eigenes Kind.“

„Wirklich? wirklich?“ stammelte er. „Hochverehrteste Frau, wo — ich weiß nicht . . .“

„Geduld,“ unterbrach ihn die Commercienräthin. „Ich sage, ich will Ihre Mutter sein und werde es immer bleiben. Ich werde für Alles sorgen, es soll an Nichts fehlen. Ich werde euch einrichten, daß ihr zufrieden sein sollt; baares Capital sollt ihr bekommen, baares Geld. Der Himmel hat mich gesegnet, ich habe auch einen Preis gewonnen, Ludwig, aber einen besseren, ohne alle Gelehrsamkeit, wie Sie. Statt Ihrer vierzig Ducaten will ich Ihnen von meinem Gewinn abgeben, daß Sie auftreten können, wie es sich gehört.“

„Ich bin auch ohne dies zufrieden,“ sagte der Hospital-

Arzt, „mit Allem zufrieden, was ich Ihnen danke, wenn Ihre Güte, Ihre großmüthige Güte mir gibt, was ich als das höchste Glück schätze — Susette! —"

Bei diesem Ausrufe wandte die Frau Commercienräthin den Kopf um, denn der Doctor streckte beide Hände aus, und sie erblickte Susetten an der Tapetenthür, wo sie vielleicht schon einige Zeit gestanden hatte.

„Was soll Susette?" fragte sie. „Was willst Du hier? Geh' fort, Susette! Ich habe gesagt, daß ich Dich rufen lassen werde."

Fräulein Susette kehrte sich nicht daran. Sie hüpfte lachend näher und umarmte ihre Tante. „Laß mich doch bleiben," sagte sie; „ich weiß ja doch schon, was hier geschehen soll, und nehme den innigsten Antheil daran."

„Was wollen Sie also von Susetten?" fragte die Tante, indem sie sich an den Doctor wandte.

Hellmuth drehte ängstlich die Hände zusammen, während sein Gesicht erblaßte. „Nicht," sagte er langsam, „Susette ist es nicht?"

„Was bilden Sie sich ein?" rief die stolze Frau. „Sag's ihm doch selbst, Susette, wen Du heirathen wirst."

„Ich denke, Sie müssen es wissen, lieber Hellmuth," sagte Susette, „wer sich um meine Hand bewirbt."

„Und wenn Sie es nicht wissen," setzte die Tante hinzu, „so will ich es Ihnen sagen: Der Baron Lorberg ist so gut wie verlobt mit ihr."

Eine augenblickliche Stille folgte. „Sie sagten mir,“ begann Hellmuth dann, vor sich niederblickend, „daß die Dame, von der Sie sprächen, Ihnen so lieb wie Ihr eigenes Kind sei.“

„Sie können doch nicht denken, daß ich Susetten damit gemeint habe!“ rief die Frau Commercienräthin, gereizt durch den Vorwurf, der in seiner Antwort lag.

„Ich wurde damit gemeint, Herr Doctor,“ sagte Christine.

Er stand von dem Stuhle auf wie betäubt und ließ die Arme sinken; plötzlich aber ging er auf Susetten zu und nahm ihre Hand. Seine Schüchternheit und Verlegenheit hatte ein Ende. Bleich im Gesicht, doch mit großer Ruhe begann er zu sprechen: „Man will Sie also verloben und verheirathen mit einem Manne, den man Ihnen, wie ich vermuthen muß, aufzuzwingen denkt, theure Susette. Sie werden sich nicht fügen. Erklären Sie das Ihrer Tante, sagen Sie ihr, daß Sie nicht wollen.“

„Warum sind Sie hierher gekommen, trotz Ihres Versprechens?“ antwortete Susette.

„Ich bin gekommen, weil Ihre Tante mich zu sich beschied. Jetzt sehe ich, in welcher Absicht es geschah.“

Die Frau Commercienräthin hörte voller Erstaunen zu. Nun aber richtete sie sich auf, das Raubvogelgesicht schien aufzuschwellen, und die runden Augen bekamen den

röthlichen Glanz. „Was unterstehen Sie sich!“ schrie sie den verwegenen Hospital=Doctor heftig an, und als sei es unbegreiflich, was sie gehört hatte, setzte sie ruhiger hinzu: „Ich glaube, Sie haben Ihren Verstand verloren, Ludwig, denn den müssen Sie verloren haben. Lassen Sie Susettens Hand los und kommen Sie her.“

Der Doctor ließ Susettens Hand nicht los und befolgte ebenso wenig das andere Gebot. „Ich bin an Ihrer Seite, liebe Susette,“ sagte er, „was auch geschehen möge, vertrauen Sie auf mich!“

„Hören Sie meine Bitte und meinen Rath,“ antwortete Susette. „Gehen Sie, Hellmuth, und denken Sie daran, Ihre Zusagen künftig besser zu erfüllen.“

„Sie befehlen mir, zu gehen?“

„Gewiß, ich befehle es Ihnen.“

„Und sogleich! auf der Stelle!“ schrie die zornige Tante. „Oder wollen Sie Vernunft annehmen? Sie haben nichts, Sie sind nichts, Sie werden niemals was werden! Ich biete Ihnen Hülfe an, biete Ihnen die Hand einer jungen liebreizenden Dame an, Sie dagegen . . .“

„Schweigen Sie, Madame!“ sagte der Doctor mit solcher Festigkeit, daß sie verstummte. „Mich mögen Sie beleidigen, nicht aber diese Dame.“

„Ich kann es ganz so gut ertragen, wie Sie selbst, mein lieber Herr Doctor,“ erwiderte Fräulein Christine sanftmüthig. Fahren Sie fort, Frau Commercienräthin.“

„Wissen Sie also," sagte Hellmuth, „daß ich Susetten liebe und daß sie mich liebt! Ja, daß sie mich liebt!" wiederholte er, „und daß Sie uns nicht trennen, Susetten nicht verkaufen sollen, so lange ich es zu hindern vermag."

Ein Hohngelächter folgte seiner Betheuerung. Die große Frau machte eine Bewegung, als wollte sie sich auf ihn stürzen, aber die Art, wie er sich ihr entgegenstellte, hielt sie davon zurück. Ihre Verachtung war unbeschreiblich. Sie erinnerte sich des armen Knaben, dem sie oft genug Ohrfeigen gegeben, der von ihren Almosen gelebt, der bis zu diesem Augenblicke in tiefster Demuth alle ihre Grobheiten eingesteckt hatte und der nun plötzlich mit unverschämter Ruhe ihr Dinge in's Gesicht sagte, die sie in die grimmigste Wuth versetzten.

„Ein solcher Wicht, ein solcher Habenichts!" schrie sie athemlos. „Was sagt er? Was untersteht er sich? Susette liebt ihn? Hieher, Susette! Auf der Stelle hieher! Er lügt! er beschimpft Dich! Sage es dem lächerlichen Menschen, daß Du ihn verachtest!"

„So gehen Sie doch, Hellmuth, gehen Sie auf der Stelle," sagte Susette, zu ihrer Tante eilend, die sie umarmte. „Um des Himmels willen, beste Tante, beruhige Dich, man hört uns draußen!" bat sie eindringlich.

Die Frau Commercienräthin klammerte ihren Arm fest, das Raubvogelgesicht stierte sie wüthend an. „Du liebst

ihn, hat er gesagt, wie darf er das sagen? Was ist wahr? Rede, ich will es wissen!"

„Ich werde nicht eher gehen, als bis ich weiß, ob Sie mich begleiten wollen," sagte der Doctor damit zugleich. „Antworten Sie Ihrer Tante damit, daß Sie mir Ihre Hand reichen. Sie hat Recht, ich bin arm, theilen Sie meine Armuth, geliebte Freundin. Meine Ehre," setzte er leiser, doch mit nicht minderer Festigkeit hinzu, „zwingt mich zu einer entscheidenden Antwort."

„Antwort soll sie Ihnen geben," rief die Frau Commercienräthin, indem sie ruhiger zu sprechen suchte. „Du kannst wählen, Susette, ich stelle es Dir frei." — Sie stemmte den Arm in die Seite und richtete sich auf. „Da steht also der Herr Doctor, der Dir die Ehre anthut, Dir seine Armuth anzubieten, und hier stehe ich. Du kennst mich doch."

„Gewiß, beste Tante, von Kindheit an."

„So weißt Du auch, daß ich Wort halte, und jetzt sage ich Dir, geh' mit dem Herrn Doctor, wenn Du willst, aber komm mir nicht wieder vor die Augen. Willst Du gehen oder bleiben?"

„Bleiben, Tante," erwiderte Susette.

„Und willst meinen Willen befolgen?"

„Deinen Willen befolgen, Tante."

Die hochmüthige Frau verzog hohnvoll ihr Gesicht, es

strahlte unermeßlichen Schimpf und Spott aus. „Haben Sie es gehört, Herr Doctor Hellmuth?“ fragte sie.

„Ich habe es gehört,“ antwortete er mit Festigkeit.

„Dann werden Sie sich jetzt empfehlen,“ fuhr sie, auf die Thür deutend, fort.

„Ich sage Ihnen Lebewohl,“ versetzte er, sich verbeugend.

Die Frau Commercienräthin umarmte ihre Nichte. „Für immer!“ rief sie ihm nach, „das merken Sie sich. Ich verbitte mir Ihren Besuch für alle Zeit. — Du hast mir Freude gemacht, Susette, Du bist mein einziges Kind, meine Tochter.“

„Deine Tochter laß mich bleiben, beste Tante,“ sagte Fräulein Susette.

„Alles sollst Du haben, was mein ist, Alles!“ erwiderte die Tante gerührt. „Du sollst glücklich werden, Susette, und da nimm gleich, was ich Dir vorhin nicht geben wollte. Nimm den Schmuck“ — sie drückte ihr das große Etui in die Hände —, „ich will Dir mehr kaufen; was Du haben willst, will ich Dir kaufen.“

„Dank, tausend Dank, gute, beste Tante!“ rief Susette mit ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit. „Was das schön ist, was das herrlich ist! Sieh' doch her, liebe Christine, sieh' diese köstlichen Steine!“

Sie wollte das Etui öffnen, aber die Frau Commercienräthin legte ihre mächtige Hand darauf. Zugleich blickte

sie über den Tisch fort und sah die Lehrerin an, welche noch immer auf ihrem Sitze saß.

„O, Sie sind noch hier?“ fragte sie.

„Ich bin noch hier, Frau Commercienräthin.“

„Ich sehe keinen Grund mehr dazu.“

„In der That, ich ebenso wenig,“ erwiderte Christine.

„Dann wäre es am besten, Sie folgten dem Herrn Doctor nach.“

„Leider hat mich der Undankbare sitzen lassen,“ lächelte Christine.

„Sie scheinen sehr lustig gestimmt zu sein?“ fragte die Commercienräthin gereizt.

„Im Gegentheil, ich bin sehr traurig gestimmt, da meine Hoffnungen sich nicht erfüllt haben.“

Die Frau Commercienräthin wurde heftiger. „Ich sehe nicht ein,“ sagte sie, „warum ich mich jetzt noch um Ihre Hoffnungen bekümmern soll. Sie haben den unverschämten Menschen ermuntert.“

„Gewiß nicht, verehrteste Frau, obwohl ich den Herrn Doctor sehr hoch schätze.“

„Sie schätzen ihn hoch!“ rief die Dame mit funkelnden Augen, „und finden sein Benehmen gewiß sehr löblich!“

„Sehr achtungswerth, in der That, das ist meine Ueberzeugung.“

Die hochfahrende Frau trat ihr näher, die Lehrerin blieb in ihrer ruhigen Stellung. Ihre Blicke hefteten sich auf das zornige Gesicht, und wiederum fühlte die Frau Commercienräthin Etwas, das ihr den Muth nahm, in solcher Weise fortzufahren. Ehe sie es überwinden konnte, stand das Fräulein auf und sagte mit höflicher Kälte: „Ich möchte Ihnen keinen Anlaß geben, sich länger zn erzürnen. Daher erlauben Sie mir, zu gehen."

„Mit vielem Vergnügen," antwortete die Dame, „und da ich finde, daß Ihr Einfluß auf Susette keineswegs ein guter ist . . ."

„Lassen wir das," fiel das Fräulein ein, „die Andeutung Ihrer Wünsche genügt mir. Gute Nacht, Susette."

„Lebe wohl, liebe Christine," erwiderte Susette so freundlich, als sei nichts vorgefallen. „Du siehst ein, meine gute Tante hat Recht."

„Ich sehe es ein," sagte das Fräulein lächelnd, „darum lebe wohl!"

„Lebe wohl, Christine!"

Die Frau Commercienräthin hielt ihre Nichte am Handgelenk fest. Christine machte ihr eine Verbeugung, die sie nicht erwiederte. „Ich will mein Haus rein haben von solchen Personen, die nicht hinein gehören," sagte sie, „und ich verbiete Dir hiermit jeden weitern Umgang mit dieser Mamsell."

„Sie wird nicht wiederkommen, Tante," sagte Susette, „dazu ist sie zu stolz. Jetzt laß mich den Schmuck besehen, ich bin nicht länger zu halten."

Sie eilte an den Tisch, wo das Etui lag. Das Gesicht der Frau Commercienräthin erheiterte sich.

Zwölftes Kapitel.

Richard von Lorberg hatte ein Billet an diesem Nachmittage erhalten, das ihn lebhaft beunruhigte. Es war mit steiler, dicker Schrift geschrieben, aber sehr verständlich, wenn auch nicht besonders orthographisch richtig: „Mein lieber Herr von Lorberg," stand darin, „kommen Sie doch morgen Vormittag um eilf Uhr zu mir, ich habe mit Ihnen etwas Wichtiges abzumachen. Es weiß Keiner darum, aber Sie werden es wohl errathen, was ich meine, und darum bin ich Ihre getreue Freundin, die Commercienräthin Wittenberg."

Ein Anderer würde über dieses Billet entzückt gewesen sein, Richard von Lorberg war es jedoch nicht. Es war so deutlich, was die Frau Commercienräthin Wittenberg mit ihm abzumachen hatte, daß nicht der leiseste Zweifel zurückbleiben konnte, und eben deßwegen vermehrte sich seine Unruhe. Als es Abend geworden, saß er noch in seinem dunkeln Zimmer und dachte über das, was kommen mußte,

nach, wie ein Verurtheilter in seiner letzten Nacht. Es graute ihm vor der Unterredung mit seiner getreuen Freundin, als sei das Richtschwert in ihrer Hand, und wenn er sich die Scene ausmalte, welche ihn erwartete, fühlte er seine Stirne fieberhaft brennen und ein eisiges Elend in seiner Brust.

Und doch war es unmöglich, diesem Schicksale zu entgehen. Wohin er auch blickte, was er sich vorstellte, nach welchem Rettungsmittel er umhersuchte, immer sah er zuletzt das Raubvogelgesicht mit dem klappernden Geldbeutel in der einen Hand, an der anderen Susettchen, die in seine Arme hüpfte. — Er hätte niemals geglaubt, daß der Entschluß, eine ungeliebte Frau zu nehmen, so fürchterlich schwer werden könne, daß Liebe zu heucheln, eine so schreckliche Sache sei. Oft hatte er sich das Ende seiner Heiraths-Speculation vorgestellt und darüber gewitzelt, jetzt fiel es ihm wie ein Feuerbrand auf eine offene Wunde. Er murmelte Verwünschungen über sich und über den Tag, wo er zu Seehausen ging; doch im nächsten Augenblicke schon mußte er seinem Verstande nachgiebig werden, denn dieser zeigte ihm, daß er dicht am Abgrunde stehe und keine andere Brücke hinüberführe, als die goldene, welche Susette ihm baute.

Nach einiger Zeit dachte er versöhnlicher daran und legte sich seine Zukunft zurecht, indem er mit allem möglichen Trost die widerwärtigen Gefühle unterdrückte, auch

an Beispielen sein eigenes Beispiel erläuterte; plötzlich aber drang eine Gestalt in die Mitte dieses Zauberkreises, und wie fest er auch beide Hände über seine Augen deckte, er sah sie um so deutlicher. Da stand sie in ihrem schwarzen Kleide mit dem dunkeln lockigen Haar und blickte ihn mitleidig an. Ihre Augen leuchteten wie Sonnen, es war, als würde Alles hell um ihn, und aufspringend und seine Arme ausstreckend, rief er mit leiser, seufzender Stimme: „Christine! o, Christine!"

So blieb er stehen, ohne sich zu regen. Von der Straße fiel ein Lichtschein in das Zimmer, und eben schlug draußen eine Uhr. Der Gedanke, der ihn überkam, sprach sich in seinen hastigen Worten aus. „Wo mag sie sein?" murmelte er. „Ich muß sie sehen, muß sie sprechen!" Alle Bedenken waren vergessen.

Er eilte durch die lebhaften Straßen, als hinge viel davon ab, denn er dachte daran, daß Christine, wenn sie bei Susetten sei, um diese Zeit gewöhnlich sie verließ. Dahin also lenkten sich seine Schritte, er wollte sie dort suchen, und es war ihm, als müsse er sie finden. Was er von ihr wollte? Er gab sich keinen genauen Aufschluß darüber. Er wollte bei ihr sein, es war ihm gleichgültig, ob man ihn bemerkte; er quälte sich allein mit der Sorge, daß er sie verfehlen könne. — In einer der belebtesten Straßen wurde er aufgehalten. Ein Menschenstrom aus einem nahen Theater kam ihm entgegen, und vor einem stattlichen Hause

hielt ein Wagen, aus welchem so eben ein alter Herr stieg, den sein Bedienter unterstützte.

An diesen Herrn rannte Richard von Lorberg an, indem er dem Gedränge ausweichen wollte. Es gab einen so harten Stoß, daß der alte Herr taumelte, vielleicht gefallen wäre, wenn Lorberg selbst ihn nicht festgehalten hätte. Sogleich aber ließ er ihn wieder los. Die nahe Laterne leuchtete ihm ins Gesicht, der alte Herr sah ihn zornig und vor Schmerz zuckend an.

„Ich bitte um Entschuldigung!“ murmelte Lorberg, an seinen Hut fassend.

Der alte Herr drehte ihm den Rücken zu, ging weiter und stützte sich auf seiner Diener. „Fort aus der Nähe dieser Bettler und Taugenichtse!“ rief er mit Heftigkeit, indem er sich dem Hause zuführen ließ.

Ohne eine Silbe zu erwidern, eilte Richard von Lorberg davon. Er kannte das Haus, es war das Casino, der Sammelplatz der vornehmen und reichen Leute. Ein ingrimmiger Hohn zuckte um seine Lippen, mit diesem Hohn lachte er auf. „Einen Bettler nennt er mich! Wer hat mich denn zum Bettler gemacht? Ein Taugenichts! oh! an ihm liegt es nicht, wenn ich nichts ärgeres geworden bin. Wartet ein Weilchen, und der Bettler wird Euch zeigen, was aus ihm herauskricht. — Verfluchtes Geschlecht! wer treibt mich dazu? Verflucht, daß der schadenfrohe Zufall mich immer wieder mit Menschen zusam-

menführt, welche ich unter allen, die da leben, am liebsten vermeiden möchte!“

Er überließ sich den Ausbrüchen seines Unmuthes, während er seinen Weg fortsetzte. Was mochten diese stolzen und feindlichen Verwandten dazu sagen, wenn er durch seine Heirath ein reicher Mann wurde? Sie würden ihn zu verspotten suchen, aber sie würden sich gewaltig ärgern. Er erwärmte sich an hochmüthigen Vorstellungen und Planen, wie er ihren Neid demüthigen wolle, und vergaß darüber, was er selbst opfern und erlangen müsse, um an diesen verhaßten Menschen Rache zu nehmen. Eben als er in die Königsstraße einbog, ging eine Dame an ihm vorüber, bei deren Anblick alle seine Träumereien zerstoben.

Es war Fräulein Christine, und sie stand still und wartete keine Anrede ab. „Sie sind es, Herr von Lorberg,“ sagte sie mit ihrer metallreichen Stimme, die sein Herz zum Klopfen brachte.

„Ja, Fräulein Streit,“ erwiderte er. „Ich preise mein unverhofftes Glück.“

„Ist es wirklich so unverhofft?“ fragte sie neckend.

„Werden Sie mir zürnen, wenn ich Nein antworte und für mein gehofftes Glück danke?“

„Gewiß nicht,“ sagte Christine, „habe ich doch selbst beinahe dasselbe erwartet.

„Wirklich!“ rief er, von diesem Bekenntniß überrascht und entzückt. „Aber warum erwarteten Sie es?“

„Je nun,“ sagte sie, „eine eigentliche Rechenschaft bin ich außer Stande zu geben, es war mir jedoch, als müßten Sie wissen, daß die Frau Commercienräthin mich zu sich entbieten ließ, und als hätten Sie Verlangen mit mir zu sprechen.“

„Das habe ich allerdings, bestes Fräulein Christine,“ erwiderte er, „sehr großes Verlangen. Ich habe Ihnen vieles zu sagen und zu fragen.“

„So fragen Sie,“ antwortete Christine.

„Darf ich zunächst von mir sprechen?“

„Sprechen Sie.“

„War bei Ihrem Besuch heut von mir die Rede?“

„Es war von Ihnen sehr viel die Rede.“

„Darf ich fragen, was daraus hervorging?“

„Sie fragen sehr bestimmt und wünschen gewiß auch eine bestimmte Antwort. Gut, Herr von Lorberg, ich zögere nicht damit. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein gewisser, sehr wohl gelittener Herr nächstens sich mit Fräulein Susette verloben würde.“

Das Blut stieg in Richards Kopf, er hüllte sich tiefer in seinen Mantel. „Dieser Herr,“ sagte er im leichtfertigen Tone, „hat also wirklich einige Hoffnungen dazu.“

„Die besten, welche er wünschen kann. Er wird aufs freundlichste erwartet.“

„Ganz vortrefflich! aber könnte er nicht einen Nebenbuhler haben?"

„Einen Nebenbuhler? Unmöglich wäre es nicht, sogar nicht ganz unwahrscheinlich."

„Sie glauben es also?"

„Beinahe glaube ich es."

„Sie kennen ihn?"

„So weit geht meine Beichte nicht."

„Wenn ich Ihnen aber den Namen nenne, Fräulein Christine?"

„Dann werde ich ihn hören."

„Heißt er etwa Hermann von Feldheim?" fragte er mit einiger Ueberwindung.

„Hermann von Feldheim?" lachte Fräulein Christine. „Ich habe nie von einem solchen Nebenbuhler gehört. Welche Gründe haben Sie dafür?"

„Es ist ein Scherz," erwiderte er. „Ich sah zufällig neulich eine Dame, welche Fräulein Susetten auffallend ähnelte, in Begleitung dieses Herrn."

„Aber warum überzeugten Sie sich nicht eines Besseren?"

„Weil ich die Nähe dieses jungen Herrn, so sehr ich immer kann, vermeide."

„Das muß ein schreckliches Wesen sein," lachte die Lehrerin; doch welche Nebenbuhler auch ein liebenswürdiges und reiches Mädchen unumgänglich umschwärmen, der

bewußte Herr hat keinen zu fürchten. Er wird mit leichter Mühe siegen."

„Richard schwieg einige Augenblicke. Eine unmuthige Empfindung bemächtigte sich seiner, er konnte den scherzhaften Ton nicht länger behaupten. „Das sagen Sie mir," antwortete er, „als ob Sie mir ein ganz besonders großes Glück ankündigten!"

„Ist es dies etwa nicht?"

„Glück!" rief er, das Wort hervorstoßend, „was ist Glück?" Wo ist etwas, das man so nennt, was nicht auch Unglück genannt werden könnte!"

Er gab diese Antwort so laut, daß ein Vorübergehender, der einen großen Regenschirm aufgespannt hatte, unter welchem er sich verbarg, denn es begannen Tropfen zu fallen, neugierig stehen blieb und mehr hören wollte; als Lorberg jedoch sich nach ihm umwandte, ging er weiter und verschwand.

„Nehmen Sie meinen Schirm, er wird uns beide schützen," sagte Fräulein Christine, „dann werde ich Ihnen antworten, daß ich nicht Ihrer Meinung bin. Das wahre Glück des Menschenlebens, nicht der falsche Schimmer, den man häufig so nennt, zerstiebt nicht wie Welle und Wind, Herr von Lorberg."

„Welches Glück meinen Sie, Fräulein Christine?"

„Ich meine das Glück, das aus den edlen Eigenschaften und Neigungen des Herzens stammt."

„Also die Freundschaft, die Liebe.“

„Alles Gute und alles Schöne, das uns in die höchste Zufriedenheit mit uns selbst versetzt und alles vergessen läßt, was uns beschwert.“

Richard gab keine Antwort. „Wer vergessen könnte!“ flüsterte er endlich.

„Göthe hat einmal gesagt,“ fuhr sie fort, „daß, wenn er alles Glück seines langen und reichen Lebens zusammen zähle, er keine vierzehn Tage zusammenbringen könne. Aber das ist nach seiner Weise egoistisch gezählt. Das rein empfundene Glück mag sich in Minuten zusammendrängen, doch ein Menschenleben ist wie ein Bild aus Licht und Schatten zusammengesetzt. Beide mischen sich und geben die Farben.“

„Was soll man also thun?“

„Man soll das Licht nicht ohne Schatten verlangen, doch soll ein Jeder eifrig dafür sorgen, daß in seinem Lebensbilde das Licht vorwalte.“

„Ist Ihnen diese schwierige Aufgabe gelungen?“

„Ich habe mich wenigstens immer darum bemüht und hoffe, daß es mir gelingen soll.“

Lorberg schwieg abermals, plötzlich jedoch sagte er lebhaft: „Mir nicht, bei Gott! ich glaube nicht daran. Ich habe sehr wenig bis jetzt gesorgt, zu wenig Liebe und edle Freundschaft kennen gelernt, zu viel Böses auf meinen

Wegen gefunden, und mit zu vielem Leichtsinn zu wenig gedacht und gestrebt."

„In den Prüfungen des Lebens stärkt sich der gute Kern," antwortete Christine.

„Oder er verdirbt," versetzte Richard. „Ich wuchs auf wie ein wilder Baum. Mein Vater starb aus Kummer über vereitelte Hoffnungen, meine nächsten Verwandten waren seine schlimmsten Feinde."

„Feinde muß man zu versöhnen suchen," fiel sie ein.

„Nein, man muß das Gemeine und Falsche hassen und verachten."

„Wer haßt, kann nicht glücklich sein, Herr von Lorberg."

„Dann verzichte ich auf Glück! Und wenn ich der glücklichste Mensch auf Erden werden könnte um den Preis, mich mit diesen Verwandten auszusöhnen, ich würde es ohne Bedenken ausschlagen."

„Sonderbar," sagte Fräulein Christine, „also um alles Glück keine Versöhnung! Wenn nun aber dieser Haß sich dennoch in Liebe verwandelte, wenn — man hat ja sogar historische Beispiele dafür, in dem ingrimmigen Haß italienischer Familien — wenn sich also auch hier eine Capuletti fände, die den grimmigen Montechi versöhnte?"

„Und wäre sie die schönste in der Welt, Fräulein Christine," sagte Richard von Lorberg, „ja, liebte ich sie, ich würde sie dennoch wie Unkraut aus meinem Herzen reißen. Mir schaudert vor dem Gedanken, den Sie aufwecken. Um

keinen Preis könnte ich mich diesen Menschen in Liebe und Freundschaft nähern. Noch keine Stunde ist es her, wo ich mit dem alten Baron zusammentraf und neuen Schimpf davon trug. Glücklicher Weise," setzte er hinzu, „hat er keine Tochter; aber es gibt unüberwindliche Abneigungen, Fräulein Christine, wie es angeborene Neigungen gibt. Indem ich mir jene unmögliche Tochter vorstelle, fange ich schon an, sie zu hassen, während ich — zürnen Sie nicht wenn ich es ausspreche — vom ersten Augenblick an, wo ich Sie erblickte, mich sympathetisch angezogen fühlte."

„Sie fühlten keine Abneigung?" lachte sie.

„Wie wäre das möglich! Aber ich möchte wissen, liebes Fräulein, ob Sie nicht auch etwas von dieser Sympathie empfunden haben."

„Solche Gefühle sind ja immer gegenseitig," antwortete sie in derselben Weise. „Ich bin Ihre Freundin, Herr von Lorberg, und bitte Sie, dieses für kein leeres Wort zu halten. Susette ist mir nicht minder lieb. Sie ist ein Juwel, kein orientalischer Kiesel oder böhmisches Glas, sondern echt und von hohem Werthe. Möchte ich etwas zu Ihrem beiderseitigen Glücke beitragen können."

Es war, als ob ein Strom von Eis über Richard von Lorberg hinstürzte. „Ich danke Ihnen verbindlichst, mein theuerstes Fräulein," sagte er, nicht ohne Ironie. „Aber worin besteht der hohe und reelle Werth des seltenen Juwels?"

„Daß bei ihm der Glanz nicht auf der Oberfläche liegt, sondern aus der Tiefe kommt,“ antwortete sie; „nebenher auch ist dieser Edelstein in Gold gefaßt, es ist somit sehr klug und verständig, ihn zu besitzen.“

„Meinen Sie?“ antwortete Richard. „So halten Sie Klugheit vielleicht für die erste aller Lebensregeln?“

„Ganz ohne Zweifel,“ sagte Fräulein Christine. „Wenn man verständige und wohl überlegte Plane gemacht hat, muß die Klugheit dabei mehr gelten, als alle Phantasterei.“

„Phantasterei nennen Sie das?“ lachte er. „Eine vortreffliche Bezeichnung. Sie werden also immer nach den Regeln der Klugheit handeln?“

„Das werde ich allerdings, Herr von Lorberg.“

„Das ist selten, verehrtes Fräulein. Frauen sind sonst weit eher geneigt, ihren Gefühlen den Vorzug zu geben.“

„Es ist der Vorzug geistiger Bildung, so habe ich mir sagen lassen,“ erwiderte sie, „daß die Gefühle sich dem Verstande unterordnen.“

„Dann, mein sehr verständiges Fräulein, würden Sie Ihrem Herzen wohl niemals erlauben, seinen Empfindungen zu folgen, wenn die Klugheit dagegen Einwendungen erhöbe?“

„Wir gerathen auf eigenthümliche Abhandlungen,“ lachte Fräulein Christine, „doch wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, muß ich zugeben, daß Sie Recht haben.“

„Wirklich, Fräulein Christine, ich hätte ein so kaltes Herz nicht bei Ihnen vermuthet.“

„Und ich, mein empfindsamer Herr Baron, hätte mehr überlegende Kaltblütigkeit bei Ihnen erwartet.“

„O, wünschen Sie etwa, daß auch die Liebe kaltblütig sein soll?“

„Was mich betrifft,“ sagte sie, „so möchte ich nicht blind leidenschaftlich geliebt werden.“

„Also doch mit Leidenschaft?“

„Soweit diese wahr und erhaben ist, also keine Leidenschafft.“

Richard von Lorberg preßte seine Lippen zusammen, sein Kopf brannte wie Feuer, er war kaum mehr im Stande, seine Aufregung und seine Gereiztheit zu verbergen. Er fühlte sich getäuscht und verletzt, verspottet, wie es ihm schien; auf jeden Fall fand er nichts von dem, was sehnsüchtige Erwartung ihm vorgespiegelt.

„O wirklich,“ sagte er ironisch lachend, „Sie werden sich vor Mißgriffen bewahren und gewiß dereinst eine sehr verständige Wahl treffen.“

„Ich danke Ihnen für diesen prophetischen Ausspruch, Herr von Lorberg,“ erwiderte sie. „Ich verabscheue nichts so sehr, als leichtsinnige Heirathen und leichtsinnige Männer.“

„Sehr richtig, theuerstes Fräulein, das ist sehr

verständig! Man muß sein Herz nur an Wesen hängen, die vom Herrn gesegnet sind mit dem, was uns Noth thut."

„Das ist die Sicherheit alles Lebens- und Familienglücks," bekräftigte sie, „ich muß Susettens würdiger Tante darin beipflichten."

Richard bebte bei dieser Erinnerung. „Sollte man es glauben," rief er voll Hohn, „daß Ihr edler Sinn so sehr nach Reichthum trachtet?"

„Warum sollte ich das nicht thun?" sagte Christine. „Reichthum ist der Quell alles Guten, man muß ihn nur zu gebrauchen wissen."

„Sie werden diese Kunst ganz gewiß verstehen."

„Das hoffe ich," erwiderte sie. „Zunächst aber wünsche ich es Ihnen und sage Ihnen Lebewohl, denn hier wohne ich mit meinem Glück."

Sie standen in der engen Straße vor dem dunklen armen Häuschen, und Richard von Lorberg lachte auf. „Das paßt in der That noch nicht zu unseren Hoffnungen auf die Zukunft," sagte er.

„Morgen geht eine neue Sonne auf," versetzte sie. „Ich kann warten."

„Aber wenn sie nichts erfüllt, Fräulein Christine?"

„Dann war die Hoffnung vielleicht schon Glück. Gute Nacht, Herr Baron. Erzählen Sie Susetten morgen

unsere Verhandlungen und was ich von der Klugheit halte."

Sie schlüpfte durch die Thür, er stand noch einige Augenblicke still. „Ja, ich will es ihr erzählen," spottete er, „und will selbst klug und weise werden, darauf verlassen Sie sich, mein höchst verständiges Fräulein." Er blickte nach den Fenstern hinauf, wo ein schwacher Lichtschein zu dämmern begann. Große Regentropfen schlugen dabei in sein heißes Gesicht.

„Zu Susetten, zu Susetten!" murmelte er, den Mantel um sich schlagend. „Gute Nacht, weise Freundin, Dein Rath ist gut!" Und mit großen Schritten entfernte er sich.

Nach einiger Zeit regte es sich unter dem Thorweg in der Nähe. Ein Mann, der in dem düstersten Winkel gestanden hatte, trat hervor, spannte seinen großen Regenschirm auf und ging langsam bis zu dem Hause, wo die Lehrerin wohnte. Einige Minuten lang beobachtete er die Fenster und die Thür, dann trat er dicht an das Haus und sah durch eine Ritze in einem der Läden in die Stube des Schneiders. Hierauf machte er den Schirm geräuschlos zu, legte seine Hand auf das Thürschloß, überlegte, horchte noch ein paar Augenblicke und trat dann auf den dunklen Flur.

Mit leisen Schritten tappte er vorwärts. Durch die Fenster über der Hausthür fiel der Schimmer einer Stra=

ßenlaterne herein. Er konnte die Treppe erkennen, und blieb an dieser stehen, gleich darauf aber ging er weiter und begab sich in den Hof des Hauses. Der Regen fiel jetzt dicht vom Himmel, aber in der Kammer der Wittwe im ersten Stockwerke war es hell. Die Leiter stand an der Stelle, wo sie bei Tage gestanden hatte, und der Mann nahm sie fort, legte sie leise an die Hinterwand des Hauses und stieg vorsichtig die Stufen hinauf. Endlich stand er so hoch, daß er in die Kammer sehen konnte. Behutsam streckte er den Kopf vor und schielte um die Ecke des Vorhanges, der niedergelassen war, doch nicht vollständig schloß. Er konnte den inneren Raum deutlich überblicken. Gierig hingen seine Augen daran fest. Bewegungslos schmiegte er sich so an die Mauer; sein Ohr seitwärts geneigt, um besser zu hören, den Athem angehalten, als könnte dieser ihn verrathen.

Nach zehn Minuten etwa stieg er die Leiter hinunter, trug sie an ihren Platz, ergriff seinen Schirm, den er am Stalle geborgen, und schlich durch das Haus zurück auf die Straße. Er schüttelte das Wasser von seinem breitkrämpigen Hut und sah sich um. Die Straße war völlig öde, der Regen allein plätscherte von den Dachrinnen. Indem er sich zurückzog und wieder in den tiefen Thorweg trat, öffnete sich die Hausthür drüben, und mit leichten, schnellen Schritten eilte Jemand an ihm vorüber, auf den sich seine funkelnden Augen hefteten. Er sah ihm

nach wie ein Raubthier, das seine Beute sorglos an seinem Versteck vorüber ziehen sieht und es noch nicht für Zeit erachtet, ihr in den Nacken zu springen. Vorsichtig trat er hervor, und wie er hinter ihm her schlich, ließ sich unter dem rothen Regenschirm ein heiseres Gelächter hören.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mügge, Theodor,

Verloren und gefunden Roman

Bd.: 1

Frankfurt a. M. 1859

P.o.germ. 958 em-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114989-7